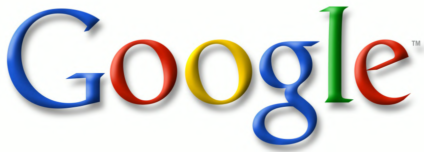
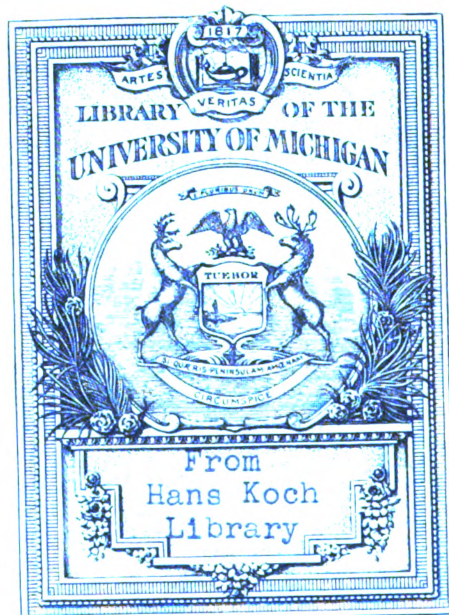



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
From
Hans Koch
Library



IDEEN

Dekker, Eduard Douwes

MULTATULI

IDEEN

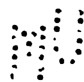
ÜBERTRAGEN AUS DEM HOLLÄNDISCHEN

VON

WILHELM SPOHR



EGON FLEISCHEL & CO.
BERLIN
1903



Vorwort des Herausgebers.

In vorliegendem Übersetzungsband findet sich vereinigt, was mir nach der früheren Veröffentlichung der „Fürstenschule“, der „Abenteuer des kleinen Walther“ und einzelner Proben im Auswahlbande noch als unbedingt mitteilenswert galt. Mein Buch enthält mancherlei Kräftiges in den Gattungen, die uns Multatuli als eine so scharf umrissene Erscheinung enthüllten. Vor allem Zeugnisse jener bei dem zuchtlosen Meister so merkwürdigen Kunst, das Leben in Gleichnisse zu fassen, es in stilistischer Schärfe zu zeichnen und so Dinge von der Bedeutung eines Einzelfalls in ein Licht zu rücken, das sie als typisch im Leben all der andern Welt erkennen lässt. In manchen Parabeln hat er das zu strengster Form ausgebildet, mit einer Knappheit im Ausdruck, mit einem rhythmischen Pulse, dass es uns durchzuckt wie heilsame elektrische Schläge. Derartiges Können kommt ihm auch in der Erzählung zustatten oder bei gesellschaftskritischen Erörterungen. Ich erinnere mich meines Staunens, als ich zum ersten Male einen „Ideen“-Band aufschlug und die ganze Volkssittlichkeit enthüllt sah in der

etwa fünfzeiligen Episode von einem Mann, der es vorzog, seinen Hut ein Weilchen vom Kopfe zu nehmen, und damit den jugendlichen Pöbel von seinem Kirmessvergnügen ab und auf seine Person lenkte. „Ein Mann ohne Hut!“, siehe da ein konkurrenzfähiges Objekt neben „halb Fisch und halb Mensch“, neben der „Dame ohne Unterleib“ oder dem Kalb mit zwei Köpfen und sieben Beinen! Multatuli sagt dies nicht, er hat es nicht nötig, weil er dem Leser nur einen Brocken hinwerfen braucht, um ein Wunder zu erfüllen ähnlich der Speisung der fünftausend Mann. So sättigende Krumen findet der Leser auch in der letzten Abteilung des Buches, die ich insbesondere „Ideen“ benannte: köstliche Einfälle oder schweres Gedankengeschütz, meist in wenigen Worten, zwei Zeilen gegeben, dennoch vollwichtige Fracht von Gedanken über Philosophie, Denken und Gedankenausdruck, Wissenschaft, Gott und Gottesglauben, Christus, Gesellschaft und Individuum, Politik und öffentliches Leben, Persönliches, Erziehung und Unterricht, Schriftstellerei, Sprache, Kunst und so weiter. Hier sind's Keulenschläge des Empörten, dort scharfe Eingriffe eines Arztes, dort auch streichelt und liebkost der liebende Mensch und Erzieher, oder es schmunzelt ein Humor, der ob allen Bitterkeiten steht. Diese „Ideen“ sind wahrlich „Texte zu Predigten“. Die Ausarbeitung sparte sich der Prophet. Er katte keine Zeit zum Predigen, und er liebte es nicht. „Jesus auch nicht“, sagte er selbstbewusst.

Die „Ideen“ sind als Tendenzwerk begonnen und zum grossen Teil auch so durchgeführt. Wieviel blühende, unbekümmerte Kunst neben den Kampfrufen aufkommen konnte, das beweisen die „Abenteuer des kleinen Walther“. Immerhin, die Bände strotzen von Tendenz, so dass der blasse Ästhet mit Verblüffung, ja, mit Ärger soviel Kunst darin und daneben wahrnimmt. Einen Dichter mit einer Klinge zum Dreinschlagen verrieten schon der „Max Havelaar“ und die „Liebesbriefe“, die 1860 und 1861 erschienen. Dass er der von ihm wohlerkannten Hydra noch besser zu Leibe wollte, das verriet das bald folgende Schreiben an den Verleger d'Ablaing, mit dem er seine weiteren Pläne ankündigte:

Nein, es soll nicht gesagt werden, dass niemand versuchte, den Fluch zu beschwören, der auf dem Volk ruht. Es soll nicht gesagt werden, dass niemand die Krankheit anrührte, an der das Volk leidet: die Lüge. Ich werde tun, was ich kann.

Ich ersuche Sie, die Herausgabe eines Werkes zu übernehmen, das ich soeben bedacht habe.

Ich werde darin trachten nach Wahrheit.

Dies ist mein Programm. Dies ist mein einziges Programm.

Ich werde geben: Berichte, Erzählungen, Geschichten, Parabeln, Betrachtungen, Erinnerungen, Romane, Weissagungen, Mitteilungen, Paradoxen . . .

Ich hoffe, dass eine Idee liegen wird in jedem Bericht, in jeder Mitteilung, in jeder Betrachtung.

Nennen Sie also meine Arbeit: Ideen. Anders nicht.

Und schreiben Sie obenan: „Es ging ein Säemann aus zu säen“.

Und es flogen die ersten Blätter hinaus ins Volk, hervor aus einem Bretterverschlage auf dem Dachboden, wo ein Mann sass von der Armut des Wahrheitsuchers, kundig in allen Wüsten des Lebens, „ein Kamelfell um die Lenden, umgürtet mit ledernem Riemen, sich nährend von Heuschrecken und wildem Honig“ — ach, mit dem Mehlzusatz des neunzehnten Jahrhunderts, der den neuen Propheten das Wollen und Müssen nicht lieblicher machte. Aber das Volk setzte sich in einen gewissen Stil zur Sache, wenigstens gibt uns der Dichter unbewusst solch ein Bild in den Worten: „ich werde besprochen wie ein Bibeltext“. Und der Verleger sagte zum Autor: „Sie mit Ihren Ideen! Ich habe keine Zeit zu essen, soviel Bestellungen!“ Indes die Macher der öffentlichen Meinung blieben bei ihrem Leisten, das sagt uns eine Briefstelle: „jeder spricht darüber, aber es wird nicht geschrieben“. Auch die Pharisäer lebten noch. Und der Pöbel, der dem Kreuzträger auf seinem Gange folgte, „schmiss ihn mit Dreck“.

Multatuli hat dennoch sein „Ideen“-Werk auf sieben starke Bände bringen können. 1862 begann er, 1877 erschien der siebente Band. Wenn er stets, wie er verheissen, der Wahrheit folgte, seinem „einzigen Programm“, ihr folgte auf allen Wegen die Länge und Breite, so wird man begreifen, dass er viel lieblicher Geschosse Zielscheibe war. Ich habe sein Kreuz und Leiden in einer Lebensbeschreibung erzählt, wo auch die Fata der „Ideen“ verzeichnet stehen. Er liess

nicht ab vom Kampfe. Er hatte mit rauhen Schlägen, mit der Unerbittlichkeit eines alttestamentarischen Richters und Propheten die Wahrheit mitgeteilt, und legte erst bei dem Humor, bei der Kunst angekommen, müde die Feder nieder. Erst da gestand er sich's voll: „ich rede zu einem Tauben!“ Habe ich vielen die Augen leuchten sehen, die als Kämpen sein schneidendes Wort entzückte, manche unter ihnen gestanden mir, dass sie weinten — vor Wehmut oder vor Wut — zum letzten Wort gelangt, das den „Kleinen Walther“ beschloss als ein — Fragment. In der Tat, dass hier eine so reichspendende, mitteilsame Vollmenschennatur weit vor ihrem Hingang verstummte, ein Liebeswerk an uns Menschen unvollendet lassend, das mit soviel Gelingen bis dahin gefördert war, das rührt schicksalsgewaltig.

Dennoch müssen wir solche Erscheinungen wie Multatuli unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit sehen, wie auch er selber es wünschen würde. Da ist dann viel Jubel unser Teil, dass dem Aufwärtsdrange der Welt eine so wehrhafte Kraft, ein so lockendes Organ erstand, viel Jubel darüber, dass solch eine Waffe blieb bei uns Lebenden. Haben überhaupt Heroen Wert für unser Leben, wohlan, so lasset uns Multatulis froh werden!

Friedrichshagen, im Sommer 1903.

Wilhelm Spohr.

Inhaltsverzeichnis.

IDEEN

Es ging ein Säemann aus zu säen.
Jesus.

Prolog.

Sei von der Natur begabt mit Sucht nach Kenntnis . . . bilde aus dem Streben nach Wahrheit dein Hauptziel, dein einziges Ziel . . . opfere alles diesem Streben . . . vernachlässige alle Interessen um dieses eine Interesse . . . bezahle die geringe Aussicht auf Erfolg mit deiner Ruh, mit deiner Gesundheit, mit deiner Wohlfahrt, mit allem, was ein Mensch opfern kann . . . verlass Weib und Kind, sagend: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Kind, was habe ich mit dir zu schaffen? Ich suche die Wahrheit . . . siehe da mein Weib, siehe da das Kind meines Herzens . . .

Zieh in die Wüste . . . schlage dir ein Kamelfell um die Lenden . . . umgürte dich mit ledernem Riemen . . . nähre dich von Heuschrecken und wildem Honig . . .

Note des Übersetzers: Der in den ersten sechs Absätzen ganz durchgehaltene Imperativ ist — wie Multatuli auch ausdrücklich an einem anderen Orte hervorhebt — nicht als solcher zu nehmen, sondern wie folgt: Gesetzt, du seiest von der Natur begabt u. s. f.

Denke, grüble, erwäge ... zweifle ... erwäge nochmals, und wieder, und noch einmal ... immerwährend, immer aufs neue ...

Recke deinen Verstand bis zur äussersten Grenze der Möglichkeit des Kennens, Könnens, Wissens und Begreifens ...

Schraube deine Denkkraft hinauf bis zum höchsten Masse des Fassungsvermögens ...

Spann' deine Gedanken vor die ungeschlachte Fracht aller ungelösten Probleme ... peitsche sie vorwärts mit der Kraft deines Willens, bis dass Räder und Gurte krachen ...

Hast du dies alles getan ...

Wenn du dies wirst getan haben, bis dass deine Seele ermüdet ist, bis dass dein Fleisch sich abscheidet vom Gebeine ...

Wenn du dann endlich meinst, etwas gelernt zu haben, etwas zu wissen, etwas zu begreifen ...

Kehre dann zurück aus der Wüste. Folge der Eingebung deines Herzens, das antreibt zur Mitteilung, und sage:

— Brüder, ich glaube, diese Sache ist also.

Dann wird eine Scheidung sein zwischen denen, die dich hören.

Ein Teil wird rufen:

— Dieser Mensch ist schlecht.

Dies sagen sie, die nachdachten über die Gegenstände, die dich beschäftigten, aber die nicht nachdachten wie du in der Wüste. Sie nennen dich schlecht, weil sie fürchten, dass das Volk Opfer wird schätzen über den Mangel an Opfer und Anstrengung zum Massstab wird nehmen, um den Erfolg zu messen.

Antworte solchen, indem du weisest auf dein verschlissenes Kleid von Kamelfell.

Und ein anderer Teil wird bestehen aus denen, die niemals hörten von den Dingen, die du überdachtest, aus Leuten, die sich beschäftigten mit nichts all die Zeit, die du hinbrachtest in so schwerer Arbeit.

Und wieder werden diese sich teilen.

Der erste Teil wird sagen:

— Mein Herr, akkurat meine Idee!

Zeige solchen dein Kleid von Kamelfell, das du verschlissest in der Wüste.

Doch ein anderer Teil wird sagen:

— Mein Herr, da bin ich nicht einer Meinung mit Ihnen.

Weise sie auf das verschlissene Kamelfell, das dein Kleid war in der Wüste.

Dann wird das Volk rufen:

— Wer ist dieser, der ein verschlissenes Kleid gibt als Beweis?

Antworte darauf:

— Brüder, ich bitte euch, in meinem Kleid keinen Beweis zu suchen für das, was ich sagte, sondern eine Anspornung, zu überdenken, was ich gesagt habe.

Max Havelaar an Multatuli.

(In die „Ideen“ übernommen aus dem „Zeitspiegel“ vom November 1860.)

Lieber Multatuli!

Nein, das wird nicht gehen ... ich bin kein Schriftsteller! In Brüssel habe ich einen Mann gekannt, der sägte Steine für Grabmäler. Er sägte acht Stunden täglich, und dachte, an was er wollte. Ich bin neidisch auf diesen Mann, aber ... ein Schriftsteller bin ich nicht.

Man bietet mir Geld an, soundsoviel für den Bogen. Wie meint man das? Der Steinsäger empfing, meine ich, dreizehn Franken für einen „erwachsenen“ Stein, und für Kindersteine etwas weniger. Auch war ein Unterschied in der Bezahlung je nach der Sorte der Steine, und die hing wieder ab von dem Mass der Traurigkeit. Ich fühle, was du denkst ... du meinst, dass die Wahl zwischen Marmor und Sandstein bestimmt wird durch den Reichtum des Trauernden? In gewissem Sinne, ja. Aber nicht durchgängig. Arme zum Beispiel oder solche, die den ganzen Tag nötig

haben für die Sorge, dass sie am Leben bleiben, dürfen und können nicht trauern. Trauern ist Luxus. Wo getrauert wird, ist Geld. Geld für Marmor oder Quaderstein. Geld für eine Büste oder ein Kreuz. Geld für Immortellen, Haarflechtereien, hoffnungsvolle Zitate aus der Schrift und ein reichverschnörkeltes „Ruhe in Frieden". Der Arme hat anderes zu tun als zu trauern um den Verlust von Bruder, Schwester, Vater, Mutter oder der Geliebten. Der Arme hat keinen Bruder, keine Geliebte. Er hat nichts von dem allen. Er hat sein Leben zu erhalten, sonst nichts.

Das Kind des Armen ist eine Belastung für das Budget. Der Mann, der Vater in der Familie des Armen ist ein weisser Javane, der Genever trinkt und Sonnabends seinen Gewinn abliefern muss. Die Mutter ist eine amerikanische Nähmaschine. Wo der Vater stirbt, sind sieben Gulden pro Woche verloren. Wo ein Kind davongeht, ist ein Bündel Kleider übrig.

— Das 'n Hose von mein Bruder, wissen Sie, von mein Bruder, der tot is. Er is vergangne Woche gestorben und liegt auf Sankt Antonien, wissen Sie.

So sagte der kleine Junge. Mochte ich sonst auch nichts gegen ihn haben, aber dass er stolz war auf die Hose seines Bruders . . . das gefiel mir doch nicht. Ach, dies arme Brüderchen ohne Hose! Und dennoch:

Es muss doch ruhig sein,
Da unter Gras und Blumen
Zu schlafen ganz allein!

Da siehst du wieder, was Verse sind! Denn schau mal nach da auf dem Sankt-Antonien-Kirchhof und such nach Blumen! Du wirst da höchstens die gemeinen Blumen finden, die die Natur umsonst gibt, doch zivilisierte, anständige, offiziell-trauernde Blumen findest du nicht. Ich löge sie nur dazu in meinem Liedchen, um des Versmasses willen.

Wenn du nun einen Grabstein bestellst bei dem Mann in Brüssel, denke dann daran, dass du ihm dein Mass angibst, sonst bleibst du ungedeckt, mindestens bis vierzehn Tage nach dem Wiederschreiben. Ich versichere dich, dass er keine Hand an die Säge legt, ehe er nicht weiss, wieviel Platz du einzunehmen gedenkst.

— Nicht wahr, mein Herr ... ich muss doch wissen, ob er lang oder kurz sein soll.

Und ich dann, lieber Multatuli! Wie kann ich wissen, was das Mass der Seelen ist der Herren, die mein Geschreib bestellen? Und wüsste ich auch dies Mass . . . ach, es würde dennoch nicht gehen! Ich bin kein Schriftsteller, und du auch nicht. Ich habe da gerade eine Rezension deines Buches gelesen, worin viel Wahres vorkommt. Ich meine, in der Rezension. Man sagt da unter anderm, dass es eine Missgeburt ist ... nun meine ich natürlich dein Buch. Der Rezensent, der des guten Glaubens zu sein scheint, dass du nur ein Buch habest schreiben wollen, hat sehr recht, es als solches eine Missgeburt zu nennen. Ich selbst vergleiche es einem Kalbe mit zuvielen Schwänzen und ohne Kopf. Der Rezensent konnte nicht wissen — oder

konnte vorgeben, es nicht zu wissen — dass just ein Kalb ohne Kopf oder mit zuvielen Schwänzen nötig war. Das Schreiben, worüber ich in meinem vorigen Brief zu dir sprach*) — ich sehe, du hast ihn drucken lassen . . . sehr gut! — dies Schriftstück war wohlgeboren, und es hat kein Glück gehabt. Die Missgeburt, die du zur Welt brachtest, das Buch über die Kaffeeauktionen, scheint besser in den Geschmack der Leute zu fallen. Ich leiste vor allen Abbitte für die Vorwürfe, die ich dir machte wegen deiner Verseveröffentlichung und deiner Heftigkeit. Du hattest recht, Pfuschkram zu geben, wo Pfuschkram nötig war. Der Erfolg hat dich gerechtfertigt, denn dein Buch macht Furore, und mein Geschreib ohne schlechte Verse — sind sie in deinem „Havelaar“ auch nicht alle gleich schlecht — mein Geschreib ohne Verse . . . o weh!

Aber . . . meine darum nun nicht, dass du gut schreibst. Es ist kein einziges Buch gut geschrieben, und deines am wenigsten von allen. Wenn du erwartest, auf diese Weise etwas dauernd Gutes geschrieben zu haben, so hast du nicht mit deinem Mangel an Talent gerechnet. Oder besser, du vergisst, dass eine Seele sich nicht offenbart in Worten, am allerwenigsten in

*) N. d. Ü.: Das Schreiben, das gemeint ist, ist ein Rechtfertigungs- und Anklageschreiben Multatulis vom Jahre 1858 an Duymaer van Twist, den pensionierten Generalgouverneur von Indien, unter dem M. in Indien diente und die traurige Havelaar-Episode erlebte. Dieses klassische Dokument ist abgedruckt in einem „Briefe Havelaars an Multatuli“ in unseres Dichters Werk „Eindrücke vom Tage“.

gedruckten Worten. Ein Schlag auf den Tisch beweist mehr, bewirkt mehr wenigstens, als tausend Phrasen. Cromwell war der beredteste Mann der Welt. Du kennst seinen Ausspruch: „Weg mit dem Dreck!“ Und er nahm den Dreck weg.

Wo du aufs Gefühl wirkst, bist du Komödiant. Oder kannst du leugnen, dass du bei jener rührenden Tirade — ich weiss nicht, wo — aufgestanden bist, um deine Cigarre anzuzünden? Und warst du nicht grimmig verstimmt bei der Schilderung der komischen Partieen? Steckte nicht Studium in dem Nebeneinandersetzen von Ernst und Laune, von Gelächter und Tränen?

O, meinst du, Studium schadet nicht, Studium ist nötig, ohne Studium wäre nichts Gutes hervorzubringen ... zugestanden! Aber mit Studium auch nicht. Ohne Studium bist Du fahrlässig und dumm. Mit Studium geziert und theatralisch.

Wenn es nach mir ginge, so kämen keine anderen Bücher in die Welt, als Leitfäden für die Anfangsgründe dieser oder jener Wissenschaft. Ja, vor allem Anfangsgründe . . . weiter kommen wir nicht. Allein Bücher über die ‚sciences exactes‘ können etwas wert sein. Was darüber geht, ist Lüge.

Solltest du wohl glauben, dass ich in vielen Dingen Droogstoppel beipflichte? Ja, ich würde den Mann sogar hochachten um viele seiner Meinungen, wenn nur vorausgesetzt werden dürfte, dass er sie logischem Schliessen zu verdanken hätte und nicht ihnen anhinge aus Mangel an Seele.

Du willst, dass ich schreiben soll, und versicherst mir, dass der „Zeitspiegel“ so gut sein wird, mein Geschreib aufzunehmen. Ei nun, was würdest du für ein Gesicht machen, wenn man zu dir sagte: „erzähl' mal was, da ist ein Mann, der dir zuhören will, er wird dich reichlich belohnen für deine Mühe.“ Versuch' das mal und sieh in den Spiegel, ob du nicht aussiehst wie einer, der sich mit der Anrede quält, nachdem man ihn aufforderte: „rede mich mal an!“

Ohne ganz der Meinung derer zu sein, die die Erfindung der Buchdruckerkunst ein Unglück nennen *),

*) Die Buchdruckerkunst ist nicht erfunden worden. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts begann sich die Wissenslust hier und da in genügendem Masse zu entwickeln, um das beschleunigte Reproduzieren von Schriften zu einem gewinnbringenden Beruf zu machen. Der Streit zwischen Mainz und Haarlem ist ganz ohne Belang. Die sogenannten Gelehrten, die sich mit der Ausforschung abgaben von Person, Ort oder Nation, die die kindische Ehre haben sollten, etwas erfunden zu haben, das jeder wusste, betrogen das Volk, das ihre Gelehrtheit bezahlte. Doch bemerkenswert ist, wie dieses Volk betrogen werden will. Hat nicht jeder Abdrücke von römischen, griechischen, aegyptischen Siegeln gesehen? Und abgesehen von diesen Siegeln, jeder wird doch wohl einmal Abdrücke von unsauberen Händen oder beschmutztem Schuhwerk wahrgenommen haben. Und auch davon abgesehen ... ein bisschen nachdenken! Man scheint, um diese interessante Frage zum Abschluss zu bringen, auf die Ankunft des Mannes gewartet zu haben, der nicht geachtet war und keine weissen Haare hatte: „lieben Leute, der heilige Dionysius wurde weder zu Mainz noch zu Haarlem geboren ... er war ganz einfach ein überall aufschiessendes Produkt des Bedürfnisses dieser Zeiten.“ (Anspielung auf eine Stelle in Multatulis Werk „Über freie Arbeit“. D. Ü.) Was all für Weisheit ist ausgekramt über diese Nonsens-Frage!

muss ich doch bekennen, dass diese sogenannte Kunst viel Übles zuwege gebracht hat, vor allem seit man aus dem Bücherschreiben einen Beruf gemacht hat. Man darf von jemandem, der vor dieser Erfindung etwas hervorbrachte, was der Mühe des Aufschreibens oder Abschreibens für wert gehalten wurde, annehmen, dass er wirklich etwas zu sagen hatte. Die Wahrscheinlichkeit dafür wenigstens ist grösser als nach Coster oder Gutenberg. Aber seitdem man das Schreiben erhoben hat — oder erniedrigt — zu einem Broterwerb, versteht es sich von selbst, dass um des lieben Brots willen fortwährend etwas von geringem Gehalt geliefert werden muss. Ich will einmal die folgende Berechnung machen. Ich bin vierzig Jahre und würde mich mit Schreiben beschäftigen können bis zu meinem siebzigsten Jahre. Dies ergibt — zehn Bogen Druck im Monat gerechnet — dreieinhalbtausend Bogen, will sagen: sechsundfünfzigtausend Oktavseiten, sage und schreibe: einhundertundvierzig Bände. Dafür würden mir ausbezahlt werden . . . ich weiss nicht wie viel tausend Gulden. Nun, ich muss bekennen, dass alles, was ich weiss, auf ein kleines Blättchen zu schreiben ist, und dass man einen schlechten Kauf machen würde, wenn man ein Groschenstück dafür bezahlte.

Beschuldige mich nicht hochmütiger Bescheidenheit, denn mein Urteil über andere ist nicht viel besser. Ich habe bereits gesagt, dass ich nicht rede über Bücher, die exakte Wissenschaft behandeln, aber denke mal an diesen oder jenen Schriftsteller von Beruf, der

Phantasiestücke produziert hat — am liebsten an einen Vielschreiber, von dem du viele Werke gelesen hast — und ich frage dich, was du entbehren würdest, wenn du all das Geschreib nicht gelesen hättest! Ich will dich gleich auf die Probe stellen . . . antworte schnell . . . such' keinen Ausweg . . . was hast du gelernt von Walter Scott?

Wenn du nun vor mir ständest, würde dein Stammeln beweisen, dass ich recht habe.

— Walter Scott? Walter Scott? Ja . . . Walter Scott . . . er ist . . . er hat . . . er schrieb . . .

Richtig! Du weisst es nicht! Du würdest zur Not all seine Romane aus dem Kopf aufsagen können, aber du stutzest auf die unerwartete Frage: was hast du von ihm gelernt?

Nun denkst du mich gefangen zu haben mit dem Einwand, dass ich selbst soeben Walter Scott anführte, um zu beweisen, dass der Arme nicht trauere.

Freilich, ich habe das getan, weil ich unrecht hatte mit dieser Behauptung. Der Arme trauert wohl. Ich zog Walter Scott an, weil ich die Szene am Strande, wo die arme Fischerfrau ihre Netze flickt, so reizend geschildert finde . . . so lieb, dass ich mich verleiten liess, die pikante Lüge wahr zu finden, die der Autor anknüpft an die zerrissenen Netze. Sieh's mal nach, oder lieber . . . tu was Besseres.

Ein Schriftsteller — einer, der aus dem Schreiben einen Beruf macht — spricht, ohne dass er etwas zu sagen hat. Er liefert Ausdruck, wo kein Eindruck ist.

Er reflektiert Bilder, die nicht bestehen. Er jagt nach pikanten Widersprüchen, und muss dem die Wahrheit aufopfern. Ja sogar, wenn zufälligerweise die Wahrheit pikant ist — wie hier und da in deinem Buch — dennoch darf er sie nicht geben so, wie sie ist, einfach und kurz. Er muss sie auf das Prokrustesbett des Verlegers strecken, der besteht auf soundsoviel Manuskript. Er muss sie färben, verzieren, ankleiden . . . das ist, mit einem Wort, er muss sie zur Lüge machen.

All das Schöne, das Christus gesagt hat, würde keinen halben Bogen Druck füllen!

Ich machte einmal eine Reise mit einem französischen Schiff. Der Befehlshaber, ein sehr wissenschaftlicher Mann, hatte eine ausgebreitete Korrespondenz mit gelehrten Genossenschaften zu führen, und er benutzte dazu einen seiner Schiffsoffiziere, der eigentlich keine sehr gute Erziehung gehabt hatte, der sich aber besonders deutlich auszudrücken wusste. Ich sprach einmal mit diesem Mann über Stil, und besonders über seinen Stil, der nach meiner Überzeugung ausgezeichnet war.

— Mais . . . c'est tout simple. Avant de commencer, je me demande ce que j'ai à dire.

Darin liegt, glaube ich, die ganze Taktik eines guten Stilisten. Aber . . . daraus folgt zugleich, dass es wenig zu schreiben gibt, denn: on n'a pas toujours quelque chose à dire!*)

*) Dies ist unrichtig. Das volle Menschenleben ist unendlich, und liefert dem Denker stets in Überfluss Stoff zu Bemerkungen,

Und wenn du nun diese Taktikregel an die grosse Mehrzahl der Bücher anlegst, wirst du mit mir darin übereinstimmen, dass da wenig Bücher gut geschrieben sind. Was tut zum Beispiel der Steinsäger in meinem Brief? Oder dachte ich daran, dass ich so schnell ein Muster von Schlechtschreiben würde nötig haben?

Wer sich Gutschreibens befleissigt, kann niemals viel zutage fördern. Sieh hier meine gegenwärtige Epistel auf die einfachste — die beste — Form reduziert:

Lieber Multatuli!

Ich kann nicht schreiben.

M. H.

Aber dann glaubt man's nicht. Und man würde recht haben, mir nicht zu glauben, wenn ich so schriebe. Man will Umschweif, Vorrede, Zwischenrede, Nachrede, einerlei, ob's der Rede wert ist. Von wem ist auch gleich die hübsche Satire auf Vielschreiberei und Schwülstigkeit, die gegeben ist in einer Anzeige auf den Tod eines Kuchenbäckers? Darin waren ursprünglich vermeldet: Alter, Art und Dauer der Krankheit, Religionsbekenntnis, Trostgründe für die Überlebenden,

---

ja soviel, dass man dabei häufig an den letzten Vers des Johannes-Evangeliums erinnert wird. Es kommt jedoch oft vor, dass man sich nicht äussern kann, sei es, dass die vorhandenen Baustoffe nicht gehörig geordnet sind, sei es aus Gründen materieller Art, sei es . . . aus Mutlosigkeit! Das Leben des Künstlers bewegt sich in einem Cyklus von Anstrengung, Überspannung und Ermattung. Monsieur Publikum müsste ihm nicht noch seine Aufgabe durch all die fischmässige Dummheit erschweren.

Vorsätze zur Trauer oder Nichttrauer, und ich weiss nicht, was noch alles. Ja, sogar die Offenbarung Johannis war dabei angezogen. Ein gewitzter Freund setzte die Schere an, und die Anzeige präsentierte sich schliesslich so:

Jan . . . Soundso ist tot.
Die Witwe führt die Bäckerei weiter.

Dass nun der „Aufrichtige Haarlemer“ so etwas nicht amüsant findet, begreife ich. Aber die Interessen dieser Zeitung sind nicht immer in Übereinstimmung mit dem Allgemeininteresse und dem guten Geschmack, und dann muss der „Haarlemer“ weichen, dünkt mich. Wenn der fixe Freund zu mir käme mit seiner Schere, kriegte der „Zeitspiegel“ kein Manuskript.

Ich seh's dir an, dass du dich schämst über deine Betroffenheit von vorhin, als ich dich fragte, was du gelernt hättest von Walter Scott. Du hast nun eine Antwort bedacht. Hier:

— Die Aufgabe ist nicht immer und nicht allein, etwas zu l e r n e n. Diese Lektüre hat mein Schönheitsgefühl entwickelt . . .

Deine Behauptung ist vermessen, und — was mehr sagt — unwahr.

Bist Du nicht ein Niederländer? Ein Amsterdamer sogar, glaube ich. Nun, dann will ich mir mal dies entwickelte Schönheitsgefühl etwas näher ansehen, und nehme bequemlichkeitshalber all deine Stadtgenossen zusammen. Sie alle haben Walter Scott gelesen, und

‚Notre Dame de Paris‘, und Friederike Bremer, und Grandisson, und den braven Heinrich Tollens . . .

Euereins atmet Dämpfe ein von schmutzigem Wasser . . . es sieht schwarz aus. Dennoch gibt's in eurer Stadt Schriftsteller, die Verse machen, worin Kristallbächlein ewige Liebe rauschen . . . oder murmeln, ich weiss es nicht. Wenn ein Zusammenhang ist zwischen Klarheit von Wasser und Liebe . . . was ich nicht leugne: alles Schöne ist verwandt . . . dann bin ich so frei, gleichermassen einen Zusammenhang zu suchen zwischen Stinkwasser und Gehässigkeit. Euereins begreift diesen Zusammenhang nicht: Mangel an Schönheitsgefühl.

Eure Strassen sind krumm, eng und schmutzig. Eure Töchter laufen drüberhin. Dies stört euch nicht: Mangel an Schönheitsgefühl.

Du gehst aus mit deiner Frau. Es ist schönes Wetter. Der Kleine muss in die Luft, und die Bonne folgt euch mit dem Kinde. Nein . . . ihr lasst die Bonne vorgehen, um sie im Auge zu haben, denn ihr seht gern den Kleinen, den sie trägt. Auch ist es nötig, das Mädchen von Zeit zu Zeit zu warnen vor daherrollenden Kutschen, Handelskarren und Gedränge . . .

— Stützen Sie den Kopf etwas! ruft die Frau, und sie hat recht. Denn der kleine Kopf ist etwas schwer für das Hälschen . . . und dann die Erschütterungen vom Schritt . . .

— Auf die Seite . . . auf die Seite . . . o Himmel!

Ja, auf die Seite! Auf die Seite vor einem Handkarren. Auf die Seite vor einem Karren voll junger Kälber, auf- und neben- und durcheinander geschmissen, mit den Köpfen heftig hin und her schlenkernd über der scharfen Kante des Karrens . . .

Diese Kälber sind so alt wie euer Kind, und man geht sie schlachten.

Dies stört euch nicht: Mangel an Schönheitsgefühl.

Ich habe Lust, dir eine kleine Geschichte zu erzählen, und überschlage, was ich zu sagen hätte über viele Dinge, die du täglich wahrnimmst, und die dein Schönheitsgefühl verletzen müssten, wenn alles wahr wäre, was du behauptest bezüglich dieser Lektüre. Ich würde zu dir sprechen können über feuchte Kellerhöhlen, zuckerhutförmige Damen, Bettler in Lumpen, Krambuden und Auslagen in den einspringenden Ecken eurer Kirchen, Anzeigen in den Blättern über spezielle Heilmittel, aufgedonnerte Frauenspersonen, die dich anrufen, ekelhafte Einrichtungen für . . . ich suche ein anständiges Wort . . . kurzum, ich hätte ein ganzes Register solcher Sachen bereit, um's dir an den Kopf zu werfen, doch du kommst gut davon ab. Nur diese kleine Geschichte will ich dir erzählen.

Ich wandelte mit ihr. Hast du Begriff von Liebhaben? O, antworte nicht zu schnell! Es sind wenige, die das Recht haben, herzhaft ja zu sagen auf diese Frage. Sie war mein Ideal, meine frohe Botschaft. Tine würde diesmal unrecht gehabt haben, sie, die

immer sagt, dass die Farbe der Gegenstände, die ich sehe, häufig nur ein Widerschein ist von meiner Farbe.

Fanny — ich nannte sie Fancy — begriff mich so gut. Niemals fragte sie: wie lebst du nur? Wie bezahlst du den Zins für dein Zimmer? Was issest du? Sie vergass dies alles, als wenn sie ich selbst wäre. Und auch ich sah in ihr keine Person von Fleisch und Bein, mit Muskeln, Sehnen, Nerven . . . kein ausstaffiertes Skelett. Aber es dauerte nicht lange, ihr Herren mit eurem Schönheitsgefühl!

Wir sprachen — nein, sprechen taten wir nicht — wir dachten zusammen an Unsterblichkeit und Wiedersehen. Ich habe dir oft gesagt, dass ich nichts weiss. Aber an dem Abend — allein mit meiner ‚fancy' — meinte ich etwas zu wissen. Wenigstens es kam mir ungereimt vor, dass ich jemals Fanny oder meine ‚fancy' sollte verlieren. War sie nicht ich? Dachten und litten wir nicht zusammen? War mein Fortbestehen möglich ohne das ihre? Was sollte da übrig bleiben von mir selbst ohne ‚fancy'? Und konnte sie vergehen? Nein, nein, tausendmal nein . . . ich glaubte!

Vor einem Metzgerladen hingen zwei Schweine. Sie hingen da aufgespalten, blutig und noch blutend, noch rauchend. Der gespaltene Kopf des grösseren stiess auf die schmutzige Strasse und bog sich zur Seite mit peinlicher Wendung . . .

O Multatuli, lache nicht! Ich würde fluchen dem,

der drüber lacht . . . dies Schwein küsste das kleinere, das neben ihm hing! Ich hab' es g e s e h e n ! S o hatte ich Fanny geküsst! Ernst, wehmütig, traurig, mit gebeugtem Haupt . . . s o hatte ich Fanny geküsst!

Und als ich sie ans Herz drückte, ich Narr, der ich meinte, dass ich einen Engel umarmte ohne Fleisch oder Bein . . . einen Engel, der Gedanke ist, und Gefühl, und Liebe, alles im Geist nur . . . o, damals hatte ich etwas umarmt wie das arme Tier, das da hing, und das aus seiner geknebelten Leiche so laut zu mir sprach:

— Auch ich habe geatmet, die Beine gerührt, gespielt. Ich habe wie du begehrt, gefürchtet, genossen. Ich hatte lieb nach Gaben und Vermögen . . . sieh, was sie gemacht haben aus m e i n e r Liebe neben mir! Sieh in mich, und beschau d e i n e Liebe von innen!

Und es kam ein Hund, der leckte am tropfenden Blut, das sich mischte mit dem Schmutz.

Und es gingen Mädchen vorbei, die lachten.

Doch als ich Abschied nahm von meiner ‚fancy', nannte ich sie Fanny, wie sie zu Hause genannt wird von ihren Eltern und Brüdern, die ihren wahren Namen nicht kennen. Ich hatte meine ‚fancy' verloren für lange Zeit.

Ach, wenn du wirklich glaubst, dass Romane „und solche Dinge" günstig wirken auf das Schönheitsgefühl, lege dann Geld zusammen mit deinen Freunden, kaufe eine grosse, grosse Kollektion von diesen Büchern

und sende sie an die Herren, die die Stadt verwalten, in der du wohnst.

Noch etwas. Lass es fortan bei Urteilen gegen Totschläger und Gewalttätige ein für allemal als mildernden Umstand gelten: dass der Beklagte aufgewachsen ist in einer Stadt, wo man durch das Zurschaustellen von aufgehackten Naturgenossen sich beeifert hat, ihn von Jugend ab vertraut zu machen mit Blutvergiessen.

Und nun wollen wir wieder über das Schreiben reden. Siehe hier, wie ich gemäss der Lehre jenes französischen Offiziers die Geschichte des geschlachteten Schweins hätte erzählen müssen:

Einziger Artikel. Es müssen Schlachthäuser ausserhalb der Stadt errichtet werden.

Aber würde das geholfen haben? Beileibe nicht! Fanny muss hinzu, und die Unsterblichkeit . . . ‚fancy‘ also schliesslich.

Dies ist Ungeschmack. Gewiss! Darf ich dem nachgeben? Du tatest es in deinem Buch, und mit gutem Erfolg*), dies muss ich zugeben, doch es ekelt mich.

Was zwischen mir und ‚fancy‘ vorfällt, gehört

*) Durchaus nicht. Die Lage des Javanen ist elender denn je. Ein falscher Liberalismus hat die Stelle des konservativen Prinzips eingenommen. Die Fehler sind erhalten, und wir haben die Heuchelei hinzugekriegt.

mir. Ich kann es nicht weggeben — nicht verkaufen wenigstens — ohne Unkeuschheit.

Es ist wahr . . . soundsoviel für den Bogen . . .

Aber begreifst du nicht, dass dann auch die feile Dirn in gutem Recht sein würde, wenn sie soundsoviel Schmachtblicke gibt für soundsoviel Geld?

Es ist für ihre Mutter vielleicht. Sie erhält ihre kleinen Brüder mit ihrem eklen Gewinn. Dies ist möglich — und dann ist sie — Engel oder nicht, doch tief gefallen sicher — der wohltuende Engel der ihren . . . tut sie auch nicht wohl.

Lahmes Wortspiel . . . ich mach's gerad wie ein Franzos! O, wenn du die Briefe läsest, die ich an Fanny schrieb vor dem armen Schwein! Diese Briefe waren aufrichtig. Es war Geist darin, Gefühl, Feuer, und das alles mit Einfachheit. Sie hatte ich lieb, und ‚j'avais toujours quelque chose à lui dire'!

Aber Briefe wie die an Fanny kann ich dir nicht geben. Kann das Mädchen, das sich verkauft, dir das Lächeln geben, das sie lachte, ehe sie wusste, dass sich was verdienen liesse mit solchem Lachen?

Die schönste Zeile, die vielleicht je geschrieben ist — du wirst ein merkwürdiges Gesicht machen — steht in dem deutschen Gedicht, das du aus meinem Schriftenpacket geholt hast.*) Nicht ich hatte diese Zeile geschrieben. Sie ist vom kleinen Max, einem Kind von fünf Jahren.

*) N. d. Ü.: Siehe in meiner deutschen Ausgabe des „Max Havelaar“ S. 226 (Volksausg. S. 181).

— Mutter, wenn ich gross bin, will ich dich so liebhaben, dass ich dir einen Stern geben kann.

Setz' dich mal auf die Hosen und schreib' eine Abhandlung über „die Liebe". Versuche, ob du in hunderttausend Zeilen etwas hervorbringen kannst, das soviel sagt über die Kraft des Liebhabens! Und sage nun nicht: wie kommt ein Kind dazu! Gerade ein Kind hat viel grössere Chance, etwas Gutes zu sagen, als . . . ein Schriftsteller. Es braucht „die Schrift" nicht drauf nachzusehen, um zu fühlen, dass die Liebe alle Dinge überwindet.

Ich will dir ein anderes Vorbild von Gutschreiben geben. Es war kürzlich Kirmes zu Amsterdam. Du weisst, dass ich Musik sehr liebe. Musik ist mir ein wahres Bedürfnis, und oft opferte ich mein Mittagsmahl auf, um einem Konzert beiwohnen zu können. Aber in meinem Geschmack bin ich bürgerlich, Bravourstücke gefallen mir nicht, und ein volles Orchester tut mir weh. Ich laufe grossen Künstlern aus dem Wege, und als ich einmal, halb gezwungen, Winiawsky hörte, erweckte er nur einen Gedanken in mir: was würde dieser Mann mit seiner Fingergewandtheit für eine Karriere als Taschendieb gemacht haben!

Ich kann nicht recht beschreiben, wie die Musik sein muss, die mir behagen soll. Und könnte ich dies auch, dennoch würde ich mich davor hüten, um nicht von allen Dilettanten für einen Barbaren erklärt zu werden. Doch einzelne Meister würden mir freundlich zunicken. Mit Gesang geht es mir ebenso. Eine an-

spruchslose Romanze wird mich rühren, aber ich bleibe kalt bei viel künstlichem Klingklang. „Kalt“ ist nicht das richtige Wort, denn ich habe immer inniges Mitleid mit den Menschen, die ihre Töne mit soviel Mühe herauspressen müssen. Mein einziger Eindruck bei solcher Gelegenheit ist: armes Schaf, ich schenk' dir diese Note. Denn ich kann keinen Mitmenschen leiden sehen, ohne Schmerz zu empfinden, was mit anderen Worten sagen will, dass ich Schmerz in der Kehle fühle bei schwieriger Musik. Es ist wahr, dass das Publikum gewöhnlich gekommen ist, eben um die Note zu hören, die ich der Person schenken wollte... doch ich bleibe dabei, dass es ein sonderbarer Geschmack ist, die vox humana erst dann schön zu finden, wenn sie Töne hervorbringt, die man viel bequemer und billiger aus einer Querflöte holen kann.

Ich war im Odéon, wo eine zahlreiche Gesellschaft von Kirmessängern alle Abend ein zahlreiches Publikum lockte, meistens „Provinzler“, wie die Amsterdamer jemanden nennen, der „Mädchen“ sagt statt „Mächen“. Anständige Amsterdamer mit ihren „Mächens“ gehen zur Kirmeszeit nicht nach dem Odéon, das sie denn auch — anstandshalber gewiss — Oodeon nennen. Ja, doch: junge Leute . . . die können sich das noch allenfalls erlauben.

Viel Schönes wurde nicht produziert. Man hörte da ‚chansons comiques‘, burleske ‚scènes‘, heterogene Potpourris, zusammengeflickte Mosaikbrocken mit dem usurpierten Rang der ‚fantaisie‘, derangierte Meister-

stücke . . . kurzum, es war ein Kirmesvergnügen. Und sieh, da sangen zwei Mädchen, auf die ich nicht einmal achtgegeben hatte — denn schön waren sie nicht — eine Romanze, die mich packte. Ich stand hinten im Saal und konnte also die Worte nicht verstehen, doch ich fühlte mich lieblich berührt von der Melodie, die mir etwas erzählte von Liebesklage und Fröhlichkeit, von Singen und Tod, von Leidenschaft und Ruhe. Später habe ich mich überzeugen können, dass ich gut verstanden hatte und mich nicht täuschte wie zum Beispiel Bolivar, der das sentimentale Pastorale seines Freundes, des armen Studenten, als Sturmmarsch . . . und zwar mit Erfolg! — benutzte.

Im Vorübergehen: was all für Lügen in der Musik! George in der ‚Dame blanche‘ singt seinen ganzen ‚ciel‘ nach dem Keller, und das ‚fille chère‘ von Eleazar in der „Jüdin“ ist eine perfekte Melodie für ein Trinklied, je banaler desto besser. Sing's nur mal, und nimm ein Glas in die Hand, und wackel' ein bisschen:

Lasst uns singen,
Lasst es klingen,
Lasst uns fröh . . . hö . . . hö . . . lich sein!

Man kann den Genever draus schmecken, und nach dem Text der Oper würde es doch kochendes Öl sein müssen. Ach, Multatuli, warum hast du Droogstoppel ersticken lassen! Wieviel Gutes hätte er mit seinem nüchternen Verstand noch ausrichten können. Ich halte was von dem Mann.

Nun, im Odéon täuschte ich mich diesmal ausnahmsweise nicht. All die Empfindungen, die die Melodie der Romanze in mir erweckte, hatte der Dichter wirklich im Text niedergelegt. Es war diesmal in der Tat Übereinstimmung zwischen den beiden Schwestern in Apoll: Poesie und Musik, Ton und Gedanke.

Doch es waren noch mehr Punkte der Übereinstimmung. Die Mädchen sangen nicht kunstvoll. Sie waren nicht schön, und nur ärmlich gekleidet. Wohl hatte die Ältere einen gefühlvollen oder Gefühl erweckenden Alt von der Natur zum Geschenk bekommen, aber dies war auch beinah alles. Die Jüngere hatte der Natur wenig zu danken, und ihrem Musiklehrer nichts, wie's mir schien. Es geschah denn auch mehrmals, dass sie von ihrer Schwester mit einem strafenden Blick angesehen wurde, der sagte: liebe Bertha, wie soll's mit unsern Eltern gehen und unsern kleinen Brüdern, wenn du nicht besser singen lernst?

Denn — dies vernahm ich später — diese gemeinen Kirmesmädchen sangen für ihre Eltern.

All das Gebrechliche, das Unschöne, das Schmucklose harmonierte mit der Romanze, die keinen Schmuck vertrug. Hier ist sie:

Zwei Nachtigallen sangen
In einem Gartenraum;
Auf hoher Tanne die eine,
Die andre auf blühendem Baum.

Das Lied der einen war freudig,
War glühender Liebeskuss . . .
Das Lied der andern war traurig,
Wie schmelzender Wehmuterguss.

Vom Blütenbaume steigt Jubel
Melodisch in lautem Klang . . .
Von der Tanne wallte hernieder
Der Klage seufzender Sang.

Und lauter wurde das Jauchzen,
Und lauter wurde der Schmerz . . .
Da brach die Wonne der einen,
Die Wehmut der andern das Herz.

Da sanken die Nachtigallen
Hinab in den Gartenraum,
Und trauernde Zweige neigte
Über beide der blühende Baum.

Und deckte mit fallenden Blättern
Die Herzen, so früh verblüht . . .
Und es rauschten die Tannenzweige
Den Sängern ein Schlummerlied.

Ich will keine Glossen dazu schreiben, wie du's meinen Freund Droogstoppel tun lässt zu dem „Ding“ von Heine. Ich sage, dass es lieb ist, und wer es anders meint, ist selbst nicht lieb.

Ich drängte mich durch die Menschen hin und fragte die Mädchen, ob ich das Lied sehen dürfte, das sie gesungen hätten.

— Wir haben es nicht hier, mein Herr. Doch wenn Sie so gut sein wollen, morgen wiederzukommen,

werden wir es Ihnen geben. Wir werden . . . meine Schwester wird es für Sie abschreiben. Nicht wahr, Bertha?

— Recht gern, sagte Bertha, die noch ein Kind war.

Das ältere Kirmesmädchen, das jung war, doch kein Kind mehr, schien zu empfinden, dass die „kleine Bertha" das Ding für mich abschreiben müsste, und nicht sie.

Ich kannte die gewöhnlichen deutschen Mädchen zu gut, um verwundert zu sein über diese Ziererei. Du weisst, Multatuli, wie ich einmal herumschweifte mit der schlesischen Sängerfamilie . . . ach, es hat mich zwei Taler Strafe gekostet, weil ich „keinen Gewerbeschein" hatte. Wie lachte Anna, die mir „Das Lied der Träne" abschrieb mit doppelt unterstrichenem letztem Wort: auf Wiedersehn!*) Du, der du dich Multatuli nennst, du hättest einmal ihre Guitarre tragen müssen!

Doch den Abend im Odéon war ich unzufrieden über Riekchens Angebot, mir die Nachtigallen-Elegie abschreiben lassen zu wollen. So hatte ich es nicht gemeint.

Das kommt davon, wenn man sich einlässt mit gemeinem Volk. Primo: ich musste nun den folgenden Abend wiederkommen, was sonst mein Vornehmen nicht

*) N. d. Ü.: Siehe hierüber die interessante Episode aus Multatulis Leben, die ich im Biographieband nacherzählte (S. 73). Hier in den „Ideen" zeigt sich die Geschichte etwas variiert.

war. Secundo: durch das Annehmen der mir zugesagten Abschrift lud ich mir eine Art Verpflichtung auf. Du weisst, dass solche Leute nichts umsonst tun. Tertio: ich kam dadurch in eine Relation, die . . . die . . . kurzum, es ist nicht gut, in eine „unrechte“ Strasse zu geraten.*)

Doch ich war den folgenden Abend im Odéon. Bertha winkte mir und gab mir das Versprochene.

Darauf machte ich zwei Gedichte, das eine „recht toll“ und das andere „sehr fromm,“ für ein paar Damen, die mich darum gebeten hatten, um ihre Eltern zur bevorstehenden silbernen Hochzeit damit zu überraschen. Höre, wie das zuging.

— Nich wahr, mein Herr, Sie sind doch Herr Havelaar — hatte die Köchin gefragt, die auf mich zu warten schien auf der Schwelle eines Hauses, wo ich oft vorüberging. — Madame wollte Sie so gern mal sprechen, und das junge Fräulein auch . . .

Ce que c'est la gloire . . . ach herrje!

Als diese beiden Damen mir ihre Wünsche vorgetragen hatten, wies ich sie an unsere nationalen Dichter, die sowas besser machen wie ich. Doch . . . nun gib mal acht, wie doch die menschlichen Schicksalsfälle ineinander greifen.

Nach der Annahme der Romanze war ich den gemeinen Kirmesmädchen etwas schuldig. Du weisst, dass ich . . . nicht sehr reich bin. Ich liess mich melden bei der Gnädigen, die ein „frommes“ Gedicht

*) N. d. Ü.: Siehe „Max Havelaar“ S. 17 (Volksausg. S. 18).

brauchte. Die jüngere Schwester, die ein „tolles“ wünschte, war zugegen.

— Ah . . . Herr Havelaar!

Ich sah umher, und ja . . . auf der Etagère stand noch das Flacon, das mir bei meinem ersten Besuch aufgefallen war. Es war eine „lange Liese“, ein schlankes Porzellanfläschchen, mit Silber montiert.

— Gnädige Frau, Sie brauchen sich nicht nach einem andern Dichter umzusehen.

— O, das ist herrlich, rief sie, wollen Sie es tun? Aber . . . fromm, wissen Sie . . . sehr fromm!

— Und meins toll . . . recht toll! rief die Kleine.

Ich stand in der Mitte des Zimmers. Die beiden Schwestern zu beiden Seiten. Ich fühlte eine liebe Hand auf jeder Schulter. Das Mädchen, das mich hineingelotst hatte beim ersten Besuch, stand in der geöffneten Tür. Sie hatte etwas Triumphierendes in ihrem Blick, als riefe sie: diesen Gott habe ich aus der Maschine gezaubert!

Es war eine packende Szene, Multatuli!

— Gnädige Frau, Sie sollen Ihr Gedicht haben!

— Gott sei Dank! Und sehr . . .

— Fromm. Voll Frömmigkeit, gnädige Frau! Ihre Eltern werden weinen über all die Frömmigkeit.

— Und ich, Herr Havelaar, ich?

— Fräulein, Sie sollen Ihr Gedicht haben!

— Und toll?

— Voll Tollheit. Ihre Eltern sollen sich krank lachen über die Tollheit, die lieben Menschen!

Ich kannte sie nicht.

— Herrlich, herrlich! riefen beide, und die Hände verliessen meine Schultern, um zu klatschen . . .

— Aber . . . sagte ich mit Grabesstimme . . .

. . . aber . . . unter einer Bedingung . . .

— O, sprechen Sie, sprechen Sie . . . was wollen Sie . . .

Die Kleine streckte ihr liebdummes Gesichtchen hin. Die Mädchen meinen immer, dass es sich um einen Kuss handelt, gerad als wenn das Leben ein Pfänderspiel wäre. Die Gnädige wendete sich etwas ab, doch nicht viel. Ich weiss nicht, was verlockender ist . . . .
. . . .

— Und nun, gnädige Frau, ein ernstes Wort: Sie sind Ihrer zwei . . .

— Ja, ich und . . .

Ein Blick auf die Schwester.

— Richtig. Und dieses Flacon?

Ich nahm die „lange Liese“.

— Ist dieses Flacon auch gepaart?

— Gepaart?

— Ja . . . ich muss zwei davon haben. Zwei, nicht ganz gleich, aber einander ähnlich. Nicht gleich gross, aber zusammen eine Garnitur bildend. Nicht gleich geblümt, aber beide hübsch, zierlich, elegant. Es muss Harmonie drin sein durch die Verschiedenheit, Symmetrie durch Abweichung, Übereinstimmung durch Unterscheidung. Gnädige Frau, ich muss zwei

Flacons haben, zueinander im Verhältnis, wie Sie zu Ihrer Schwester ... wie „lange Liese“ zu „Petersilie“!*).

So sprach ich. Und meine Rede hatte Eindruck gemacht. Sie sagten etwas wie „Petersilie oder sterben!“, und ich ging nach Hause, um die Gedichte zu machen.

Den folgenden Tag — ich meine natürlich den folgenden Abend, denn das Geheimnis der Überraschung musste bewahrt bleiben — schlich ich mit meiner Frömmigkeit und mit meiner Tollheit ins Haus hinein, und verliess es — nach etwas Pfänderspiel — mit zwei Flacons.

Als die Köchin mich hinausliess, bat sie mich um einen Brief in Versen für jemand, der zur Zeit im Manöver war . . .

Multatuli, was hast du aus mir gemacht!

Ich packte die beiden Flacons in ein Reglement für den Garnisondienst, schrieb ein kurzes Briefchen dazu mit ein paar Sprachfehlern — bah, diese Kirmesmädchen! — und gab's dem Hausknecht im Odéon zur Besorgung. Dieser suchte mich im Saale auf und sagte:

— Die Fräuleins lassen Ihnen danken, und sie würden Ihnen schreiben.

---

*) Den Uneingeweihten diene zu wissen, dass „Petersilie“ die Benennung ist für eine bestimmte Art Beblümung auf chinesischem Porzellan. „Lange Liesen“ sind die Vasen und Fläschchen, worauf ausgereckte Jungfrauen stehen. Ich war nicht gelehrt genug, um dies zu wissen, doch ich vernehme es von meiner Wirtin, die einen Sohn in Indien hat, und also gründlichen Verstand von ostindischen Dingen.

Da hast du's schon, dachte ich. Verse gemacht, Pfänderspiel, Flacons mit silbernem Stöpsel . . . und warum dies alles? Um die Sache los zu sein. Und sieh . . . nun bin ich sie nicht los!

Ich erwartete einen Brief wie: „Sehr geehrter Herr! Wir wohnen in der . . . Soundso-Strasse, Nummer soundsoviel." Oder wenigstens etwas, das zum Zwecke hatte, die Beziehung aufrecht zu erhalten zu jemandem, der so schöne Geschenke gab. Es ist wahr, die „Petersilie" war etwas verbacken, und die „Lange Liese" wackelte. Auch war die Montierung ziemlich dünn. Aber hatte ich das alles denn nicht teuer genug bezahlt? War die Strafe denn nicht schwer genug? Zwei Gedichte . . . und was für Gedichte, lieber Himmel! Und das Pfänderspiel? Und das Manöver? Pfui, pfui . . . hatte ich das verdient? Ich sass in Angst vor dem folgenden Abend, und dennoch . . . wegzubleiben wagte ich nicht. Sie würden imstande sein, mir aufzulauern, nachzurufen, mich zu citieren . . .

Der Hausknecht gab mir wirklich den folgenden Abend ein Briefchen. Ich habe dir ein Muster versprochen, wie man gut schreibt . . . da sieh:

Sehr geehrter Herr!

Mit grossem Vergnügen empfingen wir Ihr schönes Geschenk. Wir sagen Ihnen unsern herzlichsten Dank. Es macht uns umsomehr Freude, als wir in einigen Tagen Holland verlassen werden und Ihr liebes Geschenk nun für uns eine angenehme Erinnerung bleiben wird.

Hochachtungsvoll grüssen

Riekchen und Bertha L.

Ich nenne dies Briefchen schön, Multatuli!

Darauf habe ich die Mädchen aufgesucht, und ich fühlte mich sehr geehrt, dass sie mich empfangen wollten. Zwei Tage darnach begleitete ich sie nach der Eisenbahn und beim Abschied habe ich sie herzlich geküsst. Wer's tadelt, den tadle ich.

Die folgende Nacht träumte ich, dass du mir einen Angelhaken ins Herz getrieben hättest — wie du's wohl öfter tust — und dabei sangst du ein Lied nach der Schifferweise: ho . . . ho . . . hoi . . . hoi! Bei jedem ‚hoi' ein Ruck. Der Text deines Gesanges war: Ko . . . ko . . . kopie . . . pie! *)

Ich schrieb nach Köln:

Liebe Mädchen!

Da Sie gezeigt haben, dass Sie ausgezeichnet mit der Feder umgehen, und mein inniger Freund Multatuli . . . au!

Da Sie gezeigt haben, dass Sie so hervorragend Ihre Gedanken in kurzen Worten äussern können, und mein sehr werter Multat . . . au!

---

*) N. d. Ü. Hier und in dem Folgenden ergeben sich Schwierigkeiten für die Übersetzung. Das holländische Wort ‚kopij' bedeutet nämlich ‚Manuskript'. Doch musste das ‚ho-hoi' ähnlich klingende ‚Kopie' vorgezogen werden, wobei doch noch immer nicht der Ähnlichklang des holländischen Worts, das ‚kopei' ausgesprochen wird, erhalten blieb. Ganz unnachahmlich wird das weitere Spiel mit den Diphthongen, indem ich in dem Briefe für das holländische ‚ai' das gleichbedeutende — doch im Klang von ‚oi' und ‚ei' [‚ie'] durchaus verschiedene — deutsche ‚au' zu wählen gezwungen war. In dieser Traumepisode muss also die deutsche Übersetzung dem Original durchaus nachstehen, indem dem holländischen ‚hohoi - kopei - ai' das deutsche ‚hohoi - kopie- [= Manuskript]-au' im Klange schlecht entspricht.

Kurzum, da Sie bewiesen haben, dass Sie die Kunst verstehen, die delikatesten Dinge in wenige Zeilen zusammenzufassen, und der Herr Mult . . . au!

So ersuche ich Sie . . . au! . . . um „Kopie“ . . . au! . . . für den „Zeitspiegel“ . . . au!

Ich habe die Ehre, zu sein . . . au!

Bevor ich wach wurde, erhielt ich die folgende Antwort:

Sehr verehrter Herr!

Wir sind nicht gewohnt zu schreiben, wenn wir nichts zu sagen haben.

Hochachtungsvoll . . . u. s. w.

Liebster Mul, rief ich . . . erlöse mich von deinem Angelhaken!

Max Havelaar.

Armer Max, das will ich tun. Ich erzähle selbst lieber ein paar Geschichten, die ich mal von meiner . . . Wickelfrau hörte.

Erste Geschichte.

(Als ich ganz klein war.)

Piet Hein hatte viel mitgemacht und viel gelitten. Er war Kochsmaat gewesen und Matrose, hatte mitgeentert und mitgefochten. Ja, er hatte sogar Strümpfe gestrickt, um seinen Vater am Leben zu erhalten, als dieser wie er kriegsgefangen war auf den englischen Pontons. Der arme Junge hatte sich überall, bei jeder

Gelegenheit, tapfer betragen. Dennoch ... als er, entlassen aus der Gefangenschaft oder zurückkehrend von einem Kriegszug, den Fuss wieder auf sein Vaterland setzte, grüsste niemand den braven Piet Hein.

Später wurde er Admiral. Er konnte nichts dafür, dass er so lange lebte, und hatte reichlich sein bestes getan, um es niemals so weit zu bringen. Und sieh, da kommt ein Konvoi spanischer Schiffe und ersucht ihn um die Ehre, von ihm genommen zu werden. Aus Gutherzigkeit — vielleicht auch aus Furcht vor Unannehmlichkeiten — nimmt er das Angebot an und bringt die Schiffe mit allem, was drauf und drin ist, wohlbehalten ins Vaterland.

Da wurde Piet Hein von diesem Vaterland zum Helden befördert. Aber er schüttelte den Kopf über diese Promotion.*)



*) Man hat mich in lächerlicher Weise gepriesen wegen des Schreibens eines Büchelchens, doch meine Handlungen zu Lebak wurden nicht berührt. Liegt auch die Ursache hiervon deutlich vor Augen, ich bin nicht damit zufrieden und schüttle den Kopf wie Piet Hein. Dass man, um mir rechtzutun, viele andere in Anklagezustand versetzen müsste, ist wahr. Solange Regierung und Nation dazu den Mut nicht haben, hält meine Verachtung für Monsieur Publikum an — für die Schönfinder des „Havelaar" besonders! — und ich bin so frei, zu glauben, dass die nun im Text folgende Parabel meine Stimmung in Ansehung dessen vollkommen legitimiert. (1872.)

Zweite Geschichte.

(Als ich ein bisschen grösser war.)

Ein Alchimist verstand die Kunst, Verstorbene ins Leben zurückzurufen. Ich besuchte ihn und fand in seinem Kabinett viele Personen, die ich lange tot wähnte und von deren Rückkehr ich niemals gehört hatte. Ich sah da Luther, Cambronne, van Speyk, Curtius und d'Assas.

Mein Freund, der Alchimist, verschmähte aus Delikatesse das Goldmachen und errichtete einen zoologischen Laden mit der Aufschrift: Spécialité d'hommes.

Ein grosser Mann verlangte sein Assortiment zu sehen. Dieser Mann hiess: Monsieur Publikum.

— Ich empfehle Ihnen diesen Herrn, sagte das Ladenmädchen. Er allein nahm es auf gegen die grösste Macht der Erde ... gegen das Papsttum. Es ist der echte Luther, mein Herr, und nicht teuer ...

— Hm! sagte Monsieur Publikum.

— Diesen van Speyk kann ich Ihnen für wenig Geld lassen ... es ist Renaissance von alten Helden. Er „tat mehr"*), wie Sie wissen — „er opferte sein Leben, und starb mit Ruhm ...

---

*) Note von 1872: In einem der Volkslieder von '30 endigte jede Strophe — nachdem darin mit einer gewissen Geringschätzung auf antike Heldentaten hingewiesen war — mit dem Refrain:

Van Speyk tat mehr, er opferte sein Leben,
Er starb mit Ruhm für Fürst und Vaterland!

— Hm! sagte Monsieur Publikum.

— Und sehn Sie dies Exemplar mal, mein Herr — dreh dich etwas um, Cambronne! — Es ist Cambronne von der Garde, die sich nicht ergab. Der Preis steht darauf, er ist für ein Butterbrot zu haben...

— Hm! sagte Monsieur Publikum!

— Und wie gefällt Ihnen dieser! Es ist d'Assas, der sein Leben gab, um seine Kameraden zu retten... Sie wissen wohl, das Regiment von Auvergne im hannöverschen Feldzug ... spottbillig!

— Hm! sagte Monsieur Publikum!

— Gib mal den alten Curtius her. Schauen Sie diesen Curtius, mein Herr ... er ist ein bisschen beschädigt. Er hat lange in einem tiefen Loch ge-

---

Es ist selbstverständlich, dass das Lied gesungen wurde nach der Weise des „Denkst du daran". Das ist für solche Dinge unerlässlich.

Meine Geringschätzung solcher Versemacherei à la Helmers mit dem obligaten „Was prahlt ihr, o Römer" darf nicht zu der Meinung führen, dass ich auf Taten wie die von van Speyk geringschätzig niedersehe. Gerade gegenüber all den heutigen Nichtsiegern und Amlebenbleibern lege ich Wert darauf, meine Hochachtung vor diesem Mann öffentlich zu bezeugen. Die Offiziere der Flotille auf der Schelde hatten unter sich ihr Ehrenwort darauf verpfändet, dass sie sich nicht ergeben würden. Der edle Junge tat, was er versprochen hatte. [Er sprengte sich mit seinem Schiff in die Luft. D. Ü.] Wir sollten das Recht haben, dies sehr einfach zu finden, aber ... im Hinblick auf den Zustand unserer Gesellschaft haben wir dies Recht nicht! Ob Niederland solch ein Opfer wert war, ist eine andere Frage. Man siehe darüber in meinem Buch: „Das Eine und Andre über Preussen und Niederland".

legen . . . der Herr werden das wissen. Ich lass' ihn Ihnen unter Fabrikpreis . . .

— Hm! sagte Monsieur Publikum, kaufte nichts, kletterte in seinen Wagen und fuhr fort. Abends erzählte er in allen Gesellschaften, dass nichts Besonderes zu haben wäre in dem Laden von meinem Freund, dem Alchimisten.

Dieser wurde mager, und es reute ihn beinah seine Delikatesse, die ihn hinderte, Gold zu machen.

Darauf zog ins Haus daneben ein neuer Nachbar, der mit Hänflingen handelte. Er machte dem Menschenfabrikanten einen Besuch und fragte nach dem Geschäft.

— Was haben Sie hier denn all für Sachen?

— Allerhand alte Helden, seufzte der Goldmacher, aber es geht nicht!

— Was ist das für einer?

— Er wagte sein Leben zu Worms für seine Überzeugung . . .

— Puh! Sie müssen mal in meinen Laden kommen! Und dieser?

— Er sprengte sich in die Luft für die Ehre seiner Flagge . . .

— Puh! Kommen Sie mal und hören meine Finken! Und dieser?

— Er wollte lieber sterben, als die alte Garde gefangen sehen.

— Puh! Ich habe einen, der „Hoch soll er leben“ singt und „Herz, mein Herz, warum so traurig“. Was hat dieser getan?

— Er gab sein Leben für seine Brüder.

— Puh! In einer Tretmühle habe ich einen alten Kanarienvogel ohne Schwanzfedern. Der läuft, läuft ... den ganzen Tag und pfeift „Marsch, marsch, Kameraden!“ Sehen Sie sich das mal an. Was tat der fünfte?

— Er opferte sich für sein Vaterland.

— Dummheit! Kann er nicht was singen?

— Ach nein!

— Oder sprechen?

— Vielleicht ... Heda, Curtius!

— Curtius sprach, Luther sprach. Van Speyk, Cambronne, d'Assas sprachen. Aber sie sprachen, wie Geister sprechen, spukhaft, dumpf, eintönig. Auch schien jeder nur einer Phrase mächtig.

— Ich gebe Ihnen einen Finken pro Stück, sagte der Vogelmann. Und der Kauf war geschlossen.

Er nahm die fünf mit nach seinem Laden und stach ihnen die Augen aus. Monsieur Publikum, der abends vorüberspazierte, wurde angenehm überrascht, als er unter dem Geflöte und Gepfeife der anderen blinden Sänger deutlich das Quintett unterschied:

— Das Fatum fordert ein kostbares Opfer ... Sehet hier mich, Curtius, den römischen Ritter ... Bürger, lebet wohl ... das Geschick ist versöhnt!

— Auvergne, à moi.

— Jungens, bergt euern Wanst!

— Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!

— Und wären da soviele Teufel wie Pfannen auf

den Dächern, ich gehe! Hier stehe ich, Gott helfe mir!

Monsieur Publikum kaufte nun die fünfe ... aber ohne Käfige. Die Zeiten sind schlecht.

Vom Gleichnis.

Omnis comparatio claudicat. Natürlich. Sonst wär's similitudo. Gleichheit würde das Gleichnis nutzlos sein lassen. Was würdest du sagen von jemand, der Jesu schöne Parabel vom reuigen Kind zurückwiese, weil ...

— Das geht mich nichts an. Da wird geredet von einem verlorenen Sohn ...

— Nun?

— Ich? Ich bin eine verlorene Tochter!

So etwas begegnet einem viel, und ich liebe es nicht. Man muss in der Auffassung der Absicht des Redners oder Schriftstellers „guten Willens" sein. Und dies ist vor allem nötig bei Vergleichen, Gleichnissen und Parabeln.

Vom kranken Kinde.

Ein Kind ist krank. Der Vater hat Gründe, nicht in Person den armen Patienten zu besuchen. Er sendet einen Vertrauten. Dieser bleibt ein Augenblickchen bei dem Kranken und sagt das eine und andere, das teils gut, teils schlecht von den Umstehenden aufgeschrieben, oder — da sie nicht schreiben konnten — an diesen oder jenen wiedererzählt wird, der auch gerade nicht hervorragt durch notarielle Glaubwürdigkeit.

Nun wird das Kind behandelt auf allerlei Arten. Der eine hat „Quecksilber“ verstanden für „Sauerteig“. „Laxieren . . . nein: für Verstopfung sorgen!“ ruft man durcheinander. „Reiben“ versichert der eine. „Schwitzen“ hat er gesagt, doziert ein anderer. „Ich weiss es, schreit ein siebenter: Breiumschläge auf die Brust . . . habt ihr nicht gehört, wie der Gesandte des Vaters sprach von Sehnen? Nun, das will sagen: ‚Breiumschlag‘.“ „Wahrhaftig nicht,“ behauptet der dreizehnte, „er sagte etwas von Liebe.“

— Liebe? Nun ja . . . und was entnimmst du daraus?

— Na, ganz einfach. Das ist . . . ja . . . Liebe ist . . . brennen.

— Jawohl!

Und sie brannten, räucherten, brieten das Kind. Und sie legten es in Grütze. Und sie liessen das Kind schwitzen und purgieren. Und sie gaben ihm

Eis auf den Kopf und Quecksilber in den Magen. Und sie rieben das Kind, und wickelten es, und kniffen es . . .

Und all diese Herren hatten Doktor- oder Professorrang. Der kleine gemarterte Patient wurde begraben unter offizieller Wissenschaft.

Und siehe, da kamen vierzehn andere „Weise“, in dieser Eigenschaft als gleich offiziell anerkannt, ebenso würdig, ebenso betalart, und erzählten dem armen Kind:

— Sei fröhlich und freue dich! Sie haben dich ziemlich arg geplagt . . . das ist wahr, und recht besehen hast du wohl Grund zur Klage, doch sei zufrieden. Tröste dich mit dem Gedanken, dass du während dieser Krankheit Brot, Rang und Vergnügen all den Herren verschafft hast, die dich nicht geheilt haben.

Und wir . . . wir haben die „Botschaft deines Vaters“ genau untersucht und befanden, dass sie niemals gut begriffen war. Wir versichern dir auf unser Wort — Doktors-, Pfarrers-, Professors- etcetera-Wort — dass wir diese Botschaft gut begreifen werden...

— Ach, jammerte der Kranke, das sagten all die andern auch! Seit achtzehn Jahrhunderten höre ich dieselben Versicherungen. Würdet ihr so gut sein, mir das schwere Band abzunehmen, das sie mir um den Hals legten, und das Gewicht, das mir so lastet auf dem Herzen? Ach, ich verlange nach etwas Luft, etwas Licht, etwas Freiheit . . . steht das alles

nicht in der Botschaft meines Vaters? Vielleicht werde ich besser, wenn ihr mich mir selber überlasset!

— Aber, bester Junge, wo bleiben wir dann?

Das ist wahr! Es ist impertinent von 'nem Kranken, nach Besserung zu verlangen und zu vergessen, dass sein äonenaltes Gebresten der wohltuende Ernährer ist der Familie des Doktors.

Darum: neue Krankheiten, ihr Herren! Immer was neues. „Du nouveau, du nouveau toujours, n'en fût-il plus au monde!"

Die Pastetenbäcker.

Es waren einmal in einem Land viele Pastetenbäcker. Das Backen und Verkauf von Blätterteig-Törtchen schien ein einträglicher Beruf zu sein, wenigstens brachte er genügend Gewinn ein, um die Familien der Bäcker ziemlich gut zu unterhalten. Doch siehe, da kamen Chemikusse, die die Törtchen genau untersuchten und befanden, dass von den Pastetenbäckern Mohnsaft verwendet wurde, um ihre Törtchen so lecker zu machen, als das Volk sie zu finden schien. Die Scheidekünstler waren zugleich Menschenfreunde, und es schmerzte sie, ihre Landsleute so beduselt zu sehen,

wie sie durch den Genuss dieser Torten geworden waren. Doch sie freuten sich, dass sie die Ursache fanden. Denn, dachten sie, wenn wir unsere Entdeckung bekannt geben, dann wird das Volk sich weigern, seine Leckereien mit dem Verlust des Wachseins zu bezahlen, und die Bäcker ihrerseits werden wohl genötigt sein, sich nach anderen Mitteln zur Bereitung ihrer Pastetchen umzusehen.

Unter den Pastetenbäckern konnte man eine grosse Verschiedenheit wahrnehmen. Manche nämlich waren so wach, als ob sie niemals mitgegessen hätten von ihrem eigenen Gebäck.

Das waren verschmitzte Pastetenbäcker.

Doch andere hatten, wie sich erwies, treuherzig mitgegessen von den Törtchen. Sie waren schläfrig wie das Volk selbst.

Das nenne ich dumme, aber ehrliche Pastetenbäcker.

Einige hörten auf die Worte der Chemiker und suchten, suchten . . . nach einem Surrogat für den blätterig machenden Schlafsirup. Inzwischen fuhren sie fort mit dem Verkauf der Törtchen . . . ohne je davon zu probieren.

Das waren nicht sehr ehrliche Pastetenbäcker.

Einer von ihnen fühlte sein Gewissen beschwert von quälender Reue, dass er ungesunde Speise verkaufte. Er warnte sein Publikum und sagte, er werde fortan nur an d e n Törtchen verkaufen, der ausdrücklich erkläre, er wünsche sie, und dann noch mit so

wenig Schlafsirup, als nur einigermassen möglich wäre, und müsste er denn auch während der Zeit, die er dadurch erübrigte, mit ganz anderer Arbeit sich beschäftigen. Ja, und sollte er eine Zeitung zusammenstellen, d. h. aber nur ohne Mohn-Blätterteig oder Leitartikel. Eine Zeitung allein von Teig. Dies glückte ziemlich, obschon es eigentlich keine Arbeit war für jemanden, der zum Pastetenbäcker erzogen wurde. Aber der Mann war höchst befähigt und schickte sich in sein Los.

Das war ein ehrlicher und wackerer Pastetenbäcker.

Wieder ein anderer zog sein Aushängeschild ein, erklärte rund heraus, dass er keine Torten mehr backen wolle. Und dass es ihm leid täte, sie so lange gebacken zu haben. Er schüttelte das Mehl von seinen Kleidern, badete sich dreimal und lief davon nach einer Stadt, die unlängst abgebrannt war, und die er nun wieder mitaufbauen half.

Das war ein sehr ehrlicher und sehr wackerer Pastetenbäcker.

So tat ein Teil der Bäcker, was die wilden Enten tun, wenn man auf sie schiesst ... sie flogen hin und her. Und ein anderer Teil tat, was die Eulen tun, wenn man nicht auf sie schiesst ... sie blieben sitzen, und verdrehten die Augen und zogen alberne, also würdevolle Gesichter.

Jedoch eine Eule ...

Ein Pastetenbäcker also überlegte in seinem

Herzen, wie er sein Interesse mit dem Lauf der Dinge in Übereinstimmung bringen sollte und wie er seinen Tortenladen in Gang halten könne, ohne gegen die Wissenschaft der Chemiker den Kampf aufzunehmen und ohne Kunden zu verlieren. Ja, er berechnete sogar, wie er handeln müsse, um seine Kundschaft noch mehr auszubreiten, indem er all die Leute zu sich zog, die vor geschlossene Tür kamen bei seinen ehrlichen Kollegen oder sich von der Ware der andern abgewendet hatten.

Und mehr noch: sein Plan war so überlegt, dass er seinerzeit sich würde mitbewerben können um die Medaillen, die einmal denen zuerkannt werden, die sich der Schlafsirupverwendung widersetzten.

Das war ein berechnender Pastetenbäcker, auf allen Märkten zu Haus, wie ich meine.

Er begann damit, alle seine Kunden zusammenzurufen und ihnen zu sagen, dass es nicht angebracht sei, Torten mit Opium zu backen.

Ja, er schalt sie sogar, dass sie davon so viel gekauft und gegessen hatten. Jedoch das Geld, das er für sein früheres Gebäck empfangen hatte, gab er nicht zurück.

Hierin war er nun, was man auf der Börse einen „guten“ oder „soliden“ Pastetenbäcker nennen würde.

Und von den Chemikussen, die die Törtchen lange vor ihm absprechend rezensiert hatten, und die er darum mit groben Namen benannt hatte, solange nicht zu besorgen war, dass das Volk ihrer Wissenschaft

Glauben schenken würde, siehe ... von diesen Herren sprach er nicht. Oder, schöner noch, er sagte, dass er mit diesen Männern nichts zu schaffen habe. Ihr begreift wohl, dass es sein Zweck war, seine Kunden in den Wahn zu bringen, dass er selbst ein so tüchtiger Chemiker sei und so ein ehrlicher Bäcker.

Richtig genommen, war er also ein betrügerischer Pastetenbäcker.

Darauf erzählte er dem Volke, dass das Opium in den Törtchen nicht allein unnötig sei, sondern dass sie sogar noch leckerer sein würden, wenn man sie ohne Mohnsaft büke.

Und als Probe gab er etliche, die in der Tat Vielen ganz gut schmeckten. Unser Bäcker hatte gesorgt, dass sie äusserlich den früheren glichen, denn er wusste, dass Menschen, die Pasteten geniessen, — und andere auch — häufig Geschmack der Gewohnheit entlehnen.

Das nenne ich einen geschickten Pastetenbäcker.

Und Viele, die nicht begriffen, wie man Schlafsirup bei der Bereitung entbehren könne, untersuchten das neue Gebäck ... und fanden ... Schlafsirup wie ehedem, doch diesmal vermischt mit Rattengift.

Das war ein infamer Pastetenbäcker.

Lacrymax.

Der junge Lacrymax empfing das Lebenslicht von einer Familie, die seit Menschengedenken in Nützlichkeit gemacht hatte. Die Geburt von Lacrymax war ein Beweis dafür, denn sein ganzes Dasein war ein gesellschaftlicher Nutzen. Die Anzeige, die seine Menschwerdung bekannt machte, hätte eigentlich folgendermassen eingekleidet sein können: „Heute wurde sehr frühzeitig von einer Dosis allgemeiner Wohlfahrt entbunden . . . u. s. w. Doch so wurde die Geburt des kleinen Nützlichkeitsstöpsels nicht angekündigt, denn seine Eltern besassen zu allen übrigen Tugenden auch die sehr vorteilhafte Eigenschaft der Bescheidenheit. Der neugierige Zeitungsleser vernahm nur, dass ein Kind geboren war, weiter nichts.

Zehn, zwölf, zwanzig Jahre hinterher fanden schöne Diskussionen statt über Lacrymax' Laufbahn. Wie bei allen rechtschaffenen Eltern, stand die Nützlichkeit obenan auf der Liste der Desiderata. Geld? Man dachte nicht dran, d. h. niemand sprach davon.

Eins der Familienglieder schlug vor, den Begriff „Nutzen“ näher zu bestimmen. Er fand den Sinn dieses Worts zu allgemein. Man kann doch nicht gut ein Patent nehmen als „Allgemeinnützlichkeits-Fabrikant“? Jeder sah ein, dass es nötig war, eine bestimmte Spezialität zu wählen. Aber . . . welche?

Die Tagesmode riet zu Keuschheit. Und das

Wort „Tugend“ in lacrymaxschem Sinne bezeichnete auch wenig anderes als verkrüppelten Geschlechtstrieb. „Untugend“ bedeutete das Gegenteil. Simple comme bonjour.

Die Knickung dieser Untugend und die Ermutigung jener Tugend war also die Spezial-Nützlichkeit, die von der Familie Lacrymax betrieben wurde, und dem sollte also auch der junge Lacrymax sich widmen. Schon im zehnten Jahre konnte er lange Verse gegen die Wollust auswendig.

Aber auch in Keuschheit gibt's Spezialitäten. Der junge Lacrymax gab bei einer gewissen Gelegenheit eine besondere Vorliebe für gefallene Mädchen zu erkennen, oder besser fürs „Aufrichten“ von solchen Personen. Das war ein Fingerzeig vom Schicksal, nun konnte das Lebensziel des jungen Nützlichkeitsapostels mit Vertrauen festgestellt werden.

Aber ... um gefallene Mädchen aufzurichten, muss man stehen. Um zu stehen, muss man leben, essen, trinken, wohnen. Und mehr noch: es gibt gefallene Mädchen, die man nicht ordentlich aufrichten kann, ohne auch ihnen die Möglichkeit des Lebens, Essens Trinkens, Wohnens und so weiter zu geben. Und hierzu ist . . . Geld nötig!

Geld?

Darum war es unserem Lacrymax nicht zu tun. Wahrhaftig nicht! „Die Nützlichkeit, meine Herren, die Nützlichkeit . . .“

Aber ... Geld war doch nötig! Dies zu leugnen,

wäre Torheit gewesen. Alle gefallenen Mädchen warteten mit dem Aufstehen, bis Lacrymax Geld genug verdient haben würde, um ihnen die helfende Hand zu reichen . . .

Der gute Junge konnte es nicht länger mit ansehen. Er suchte und fand einen Beruf, der ihn in wenigen Jahren instand setzen würde, seinen Nützlichkeitshunger zu sättigen . . .

Unser Lacrymax machte ein flottes Bordell auf.

Prophylaxis.

Vor wenigen Tagen wurde ein junges Mädchen, das gehörig besittsamt, begottesdienstet, behauswirtschaftet war, von seiner Familie in eine Irrenanstalt gebracht.

Eine Dame, die in der Anstalt die Aufsicht über die weiblichen Kranken hat, sagte zu der Familie:

— Unsere Vorschriften sind einfach. Sanftmütigkeit ist die Hauptsache. Sodann, das versteht sich von selbst, Licht, Luft, Ableitung, Bewegung, angemessene Erheiterung . . .

Beim Nachhausegehen wurden diese Vorschriften von den Verwandten der armen Patientin besprochen, und eine jüngere Schwester fragte den Vater:

— Licht, Luft, Ableitung . . . Bewegung . . .

angemessene Erheiterung? . . . Aber, Vater . . . wenn wir damit begonnen hätten, bevor unsere arme Schwester irrsinnig wurde?

Was dieser Vater antwortete, weiss ich nicht. Aber ich sage: es wäre besser für ihn gewesen, dass man ihm einen Mühlstein um den Hals tat . . . mit Zubehör, eine Sekunde vor seiner Heirat, als solche Frage anhören zu müssen aus dem Munde seines Kindes, als solche Frage von seinem Kinde zu verdienen.

So gibt's viele Väter, denen ich Mühlsteine anempfehle.

Vom Durchschnitt.

Du choc des opinions jaillit . . .

A und B wollten einen Fluss überschreiten, der von Osten nach Westen lief. Sie standen an der Südseite. A schlug vor, ostwärts zu gehen, um eine Brücke zu suchen. B meinte, dass man westlich eine Passage finden würde.

Da kam der gelehrte C. Er addierte B's Meinung zu der ‚opinion‘ von A. Darauf halbierte er und rief: ich hab's gefunden, der Durchschnitt eurer Meinungen ist Süd!

A glaubte ihm, machte rechtsum-kehrt und ging.

Er hat den Fluss niemals wieder gesehen, und wird nun wohl am Südpol über Mangel an Richtigkeit beim Durchschnitt klagen.

B hatte C nicht geglaubt. Er war stehen geblieben und wartete . . .

Da kam der weise D, der noch weiser war als der weise C. Auch er zählte die Meinungen von A und B zusammen, teilte die Summe durch zwei und rief: ich hab's gefunden, der Durchschnitt eurer Meinungen ist Nord!

B glaubte ihm und lief geradaus, nordwärts, in den Fluss hinein, wo er durch Ertrinken befreit wurde von seinen Klagen über die Unrichtigkeit des Durchschnitts.

Eisbären in Italien.

Nichts ist öfter beschrieben und weniger bekannt als die Liebe. Wer etwas weiss von ihr, ärgert sich über die Geschichten, die Schreibersleut davon auftischen. Meistens fühlt man, dass der Autor ein Land beschreibt, das er niemals gesehen hat.

— Bist du in dem Lande gewesen?

— Ja!

— Gib du uns dann eine Beschreibung.

— Ich täte es gern . . . wahrhaftig! Aber . . .

— Es scheinen Bedenken vorzuliegen. Vielleicht sowas wie Delikatesse?

— In der Tat, ich fühle Bedenken, jedoch nicht von solcher Art. Gerade die Zartheit der Sache würde mich zum Schreiben drängen. Denn empfindet ihr nicht, wie es mich verdriesst, jedesmal hören zu müssen, dass da Eisbären sind in Italien? Ich würde es gerade delikat finden, diese Tiere dahin zu bringen, wohin sie gehören. Meine Scheu hat einen andern Grund. Ich befürchte, dass ihr . . . nicht lesen könnt. Ich bin daran gewöhnt, die Poesie der Wahrheit aufgefasst zu sehen, als wenn es die Grobheit der Lüge wäre. Dazu gibt sich Fancy nicht her, und auch meine Fancy ist zu gut dafür. Trachtet gesittet zu werden, übet euch, Gut und Böse des Geschmacks zu unterscheiden. Denn vielleicht werde ich euch einmal erzählen, was ich würde erzählen können über Liebe.

Doch immerhin will ich schon dies sagen: lieben ist gut sein. Damit habe ich einen Eisbären zurückgejagt nach dem Norden!

Vom Kranken.

In meiner Jugend erzählte man ein Geschichtchen von einem gewissen Mann im Hospital, der fortwährend schrie: „Saures, Saures!“ Wärter und Ärzte hielten ihn für irrsinnig, und demgemäss wurde er behandelt. Vielleicht heilte man den Mann auch von anderen Krankheiten, die er nicht hatte. Und man heilte ihn so kräftig,

dass er den Geist aufgab vor Übermass an Gesundheit. Nach Öffnung seiner Leiche befand man . . .

. . . es ist nur eine Geschichte aus meiner Kindheit, und ich verbürge mich nicht für die Wahrheit, noch selbst für die Möglichkeit . . .

. . . man befand, dass er ein Leiden hatte . . .

. . . noch einmal, ich weiss nicht, ob es solches Leiden gibt, und wenn ja, ob man es anatomisch wahrnehmen kann . . .

. . . nun denn, es ergab sich, dass der Mann mit ein paar Citronen zu kurieren gewesen wäre.

Ach, hätte man nur gehört auf sein: „Saures, Saures!"

Suchen und Finden.

— Sucht meine Schlafmütze, sagte ich zu zwei Bedienten. Eine Stunde später fragte ich:

— Nun, wo ist meine Schlafmütze?

Der eine sagte:

— Herr, ich habe gesucht und nicht gefunden. Ich weiss nicht, wo die Schlafmütze ist.

Der andere:

— Herr, ich habe nicht gesucht und nicht gefunden. Ich weiss nicht, wo die Schlafmütze ist.

Ich hatte also zwei Bediente, die nicht wussten. Doch ich unterschied zwischen dem Nichtwissen des

einen und dem Nichtwissen des andern. Man muss suchen nach der verlorenen Schlafmütze. Und wer das Suchen versäumt hat, darf nicht mit unbegründeter Citierung des Sokrates sein Nichtwissen angeben als höchste Wissenschaft. Ich wollte, dass Sokrates jenen Ausspruch nicht getan hätte. Er hat nicht daran gedacht, wie er einmal benutzt werden würde.

Und, was das ärgste ist . . . der Knecht, der nicht suchte, fand die Mütze.

Er gähnte, und er reckte sich, und er schlug zufällig mit der Hand auf den Bort, wo die Mütze lag. Dennoch hielt ich mehr von dem Knecht, der nicht gefunden hatte.

Vom Geben und Nehmen.

Es war fünfter Dezember . . . Sankt Nikolaus! Die Mutter streute Zuckersachen und sorgte, dass die Kleinen nicht sähen, wo all die Leckerei her kam, um all das Vergnügen des Grabbelns zu erhöhen — wie sie meinte — durch die Reizung der Neugier.

Die Mutter meinte es gut. Doch sie hatte unrecht in der Annahme, dass die Kinder sich mit der Untersuchung darnach beschäftigen würden, wie Sankt Nikolaus Zuckerwerk werfen könnte durch die Mauern, die dick waren, oder durchs Fenster, das geschlossen

war. Denn Kinder halten mehr von Bonbons als von Wissenschaft.

Abends spät, als die „Kleinen“ zu Bett waren, belauschten die „Grösseren“ die Mutter, die sagte:

— Ich habe mehr Genuss vom Streuen, als die Kinder selbst von ihrem Grabbeln.

Einer von den Grösseren, der ein gutes Herz hatte und ehrlich war, sagte den folgenden Tag zu seiner Mutter:

— Liebe Mutter, ich weiss jetzt, dass du es bist, und nicht Sankt Nikolaus, der am fünften Dezember Zuckerwerk streut. Auch habe ich jetzt vernommen, dass Geben ein Genuss ist. Ich will fortan mittun mit dir, der du gibst, und nicht mit den dummen „Kleinen“, die nehmen. Auch möchte ich ihnen gern sagen, dass der Nikolaus ein toter Mann ist, und dass wir — du und ich — lebendig sind und geben.

Die Mutter hiess diesen Plan gut, und so sollte es sein das folgende Jahr.

Aber der andere Grosse, der mitgelauscht hatte, als die Mutter erklärte, dass sie Genuss fände im Geben, überlegte bei sich selbst:

— Ich tu' so, als wenn ich weiter glaube an Sankt Nikolaus. Sonst würde mich meine Weisheit vielleicht das Recht kosten, mitzugrabbeln . . . und ich würde sogar genötigt werden können zur Bezahlung meines Teils an den Kosten des Festes.

Ich finde diese Berechnung nicht edel, und meine, dass man seinen Genuss suchen muss entweder in

gläubigem Grabbeln oder in edelmütigem, aufrichtigem Mitteilen. Aber es braucht nicht immer Zuckerwerk sein.

* * *

Nein, nicht immer Zuckerwerk! Es kann auch Farbe sein.

Dies erhellt aus der folgenden Erzählung.

Ein Kind meinte, dass Farbe aus dem Regenbogen zu kriegen wäre, und da es ihm selbst etwas weit vorkam, ersuchte es seinen älteren Bruder, ihm diese Farbe zu holen. Es versprach zum Lohn dafür die Hälfte seiner Spielsachen.

Der ältere Bruder machte sich auf den Weg und erfuhr schon sehr bald, dass keine Farbe zu gewinnen war aus Nebel. Aber er nahm sich zur Stunde vor, diese neue Wissenschaft geheim zu halten vor seinem Brüderchen, um nicht seinen Teil zu verlieren an den Spielsachen.

Er fand ein Stückchen verwittertes Glas. Dies machte er feucht und sagte dem Kleinen, dass diese Feuchtigkeit die Farbe wäre, die er von dem Regenbogen aufgefangen hätte.

Das Kind, die Farbe des Glases nehmend für die von der Feuchtigkeit, war enttäuscht. Denn schön sind solche verwitterten Farben nicht. Aber dennoch bezahlte es den versprochenen Lohn, weil sein Bruder — wie dieser sagte — die Farbe von so weit her geholt hatte.

Von der Unsterblichkeit.

Zwei Personen, die jüngst gestorben waren, begegneten sich. Vor ihrem Tode hatten sie viel über „Sein“ oder „Nichtsein“ gestritten.

Der Weise — der Wisser — sagte:

— Nun, hatte ich nicht recht? Sie sehen doch, wir sind! Das langweilige Citat aus dem „Hamlet“ ist abgetan.

Der Unwissende, der General gewesen war, schien keine Lust zu haben zur Diskussion. Wenigstens antwortete er nicht auf diese Herausforderung zur Fortsetzung des Streites, der abgebrochen war durch den Tod. Ich vermute, dass er es zwecklos fand und unter der Würde von Unsterblichen, vor allem da es nun nicht länger sich handelte um die Wahrheit — die war zu beiderseitiger Genugtuung zu seinem Nachteil erwiesen — sondern um die Priorität des Findens dieser Wahrheit. Daran schien der gewesene General kein Interesse zu haben. Aber wohl war er verdriesslich über den Verlust seiner letzten Feldschlacht.

— Denken Sie sich, Freund Unsterblicher, ich war verwundet. Man brachte mich in ein Zimmer und zu Bett. Ich lag den ganzen Tag im Fieber und konnte keine Befehle geben. Aber am Abend wurde mein Geist hell. Ich liess mir die Karten von der Situation vorlegen, studierte Positionen, Stärke, Schnelligkeit der Bewegungen. Ich gab Ordres und sandte meine Adjutanten nach rechts und links aus. Dieses Korps musste hier

entlang . . . das andere dorthin . . . man sollte auf den Feind treffen an diesem Punkt . . . sehen Sie!

Und mit unsterblichem Finger wies er einen Punkt an auf der kleinen Erde.

— Nun, wurden Ihre Befehle nicht gut ausgeführt?

— O ja, aber . . . hören Sie! Nachdem ich alles geregelt hatte, schlief ich ein. In der Nacht wurde ich wach. Meine Wärter hatten mich allein gelassen, vertrauend auf meinen ruhigen Schlaf. Ich hörte nichts als das eintönige Stapfen der Schildwache unter meinem Fenster . . .

— Was ist das . . . eine Schildwache?

— Definitionen sind schwierig. Nachdenkend über meine gegebenen Befehle, bedachte ich, dass etwas versäumt worden war. Der Colonel P . . . kennen Sie den?

— Ist er tot?

— Ich weiss nicht . . .

— Lebende kenne ich nicht.

— Das ist wahr . . . ich vergass, dass wir tot sind. Ich kenn' ihn auch nicht mehr. Doch damals schien ich ihn zu kennen. Nun wohl, ich bedachte, das P vielleicht zu spät kommen würde mit seiner Kolonne, wenn ich nicht eilig . . . „Wie spät ist es?“ rief ich mit Schreck.

— Wie spät? Schreck? Was ist das?

— Definitionen sind schwierig. ‚Spät‘ oder ‚früh‘ ist so etwas von Zeit . . .

— Was ist das . . . Zeit?

— Das weiss ich nicht mehr, aber fallen Sie mir nicht jedesmal in die Rede. Ich will Ihnen erzählen, warum ich hier so verdriesslich angekommen bin. Ich rief: „Wie spät ist es?“ Niemand antwortete.

Ich hörte nur immer das einförmige Gestapf der Schildwache und rief noch einmal, so laut ich konnte: „Wie spät ist es?“

Doch aufstehen konnte ich nicht. Ich war schwer verwundet und konnte den Kopf nicht nach der Pendule wenden. Diese Wunde hier am Hals . . .

— Ich sehe Ihre Wunde nicht, und auch Ihren Hals nicht.

— Das ist wahr, wir haben keinen Hals hier, und keine Wunden . . . daran muss man sich gewöhnen. Aber damals hatte ich einen Hals, und an diesem Hals eine Wunde, die mich hinderte, zu sehen, wie spät es war. Ich rief wieder: „Wie spät ist es?“ Keine Antwort.

Doch immer hörte ich den Schritt der Schildwache.

Und ich hörte den Mann husten, ja, ich hörte, wie er Atem holte. Doch wenn ich rief: „wie spät ist es?“, hörte er m i c h nicht. Dies ärgerte mich, aber ich begriff es wohl. Der Mann war vor kurzem noch Rekrut und hatte die Gewissenhaftigkeit jemandes, der etwas weiss, es aber noch nicht lange weiss: er durfte nicht sprechen auf Posten. Wissen Sie das?

— Nein, ich war Sprecher von Beruf, und habe also w o h l einmal geschwiegen auf meinem Posten,

wo das Sprechen Pflicht war. Und dennoch bin ich hier!

— Nun, mein Wachtposten kommt sicher hierher. Er tat seine Pflicht mit rekrutischer Dummheit. Ich rief . . . ich rief . . .

Ach, immer vergeblich!

Ich kriegte die Kränke vor Ärger. Den folgenden Morgen kam man mir berichten, dass die Schlacht verloren war, weil . . . Colonel P zu spät gekommen war.

„Und", sagten viele — die niemals geschlagen wurden, weil sie niemals Schläge austeilten — „es würde anders abgelaufen sein, wenn General X heute nacht vor vier Uhr eine Estafette geschickt hätte."

Die dumme Boshaftigkeit . . .

— Was ist das?

— Definitionen sind schwierig. Fallen Sie mir nicht in die Rede. Die boshafte Dummheit folgerte diesmal richtig. Es war wahr! In der Tat, wenn ich diese Nacht bei Zeiten eine Estafette geschickt hätte . . .

Begreifen Sie nur, wie verdriesslich ich war!

Gleich nach der Meldung von der verlorenen Schlacht liess einer von den Mannschaften darum ersuchen, vorgelassen zu werden. Man liess ihn ein:

„General, ich bin die Schildwache, die diese Nacht von zwei bis vier unter Ihrem Fenster auf Posten stand."

„Hm! . . ." sagte ich.

„General, es war halb drei."

„O Gott," rief ich, „warum sagte man mir das nicht, als dies Wissen mir nötig war?"

Darauf bin ich gestorben.

(Spätere Note des Autors:) Die Klage des Generals ist begründet. Es ist ein sonderbarer Mangel an der Unsterblichkeitslehre, dass der Bevorrechtete selbst erst dann Gewissheit von seinem Zustande erlangt, wenn die Schlacht geliefert und . . . vielleicht verloren ist. Das ganze Probe- und Prüfungsschulsystem wird umgeworfen durch unsere Unwissenheit bezüglich dessen, was folgen wird. Vielleicht würde man auch die Unsterblichkeit garnicht einmal gut für sich halten.

Unsterblichkeit und Brotbacken.

— Geh mal mit heut abend, sagte mein Freund. Es wird eine Vorlesung gehalten über die Unsterblichkeit, von einem Brotbäcker. Der ist ein wahres Genie.

— Wo wohnt er?

Mein Freund sagte es mir. Ich ging sogleich hin und kaufte mir ein Brötchen. Das war schlecht. Aber abends ging ich in die Vorlesung. Wie die war, weiss ich nicht, weil ich nichts verstehe von Unsterblichkeit und Vorlesungen. Mein Freund sagte, die Vorlesung wäre schön gewesen, und:

— Glaub' mir, der ist ein wahres Genie . . .

— Sein Brot ist schlecht. Sieh, ich habe noch was

aufbewahrt von der Krume, die einen an Fenstereinsetzen denken lässt.

— Das ist möglich. Aber die Vorlesung war schön. Glaub' mir, er ist ein Genie . . .

— Sein Brot ist schlecht.

* * *

— Glaub' mir, er ist ein Genie. Ich gebe zu, dass sein Teig Ähnlichkeit hat mit Fensterkitt, aber seine Vorlesung über die Unsterblichkeit . . . du musst bedenken, dass er backt mit Widerwillen, doch Vorlesungen hält mit Vergnügen. Das eine ist sein Beruf, das andere seine Berufung. Das eine ist ihm eine notwendige, doch unangenehme Anstrengung von nachmittags vier bis morgens acht, das andre ist ihm ein Genuss, den er allein in freier Zeit sich leisten darf. Es steckt viel in dem Mann. Ich wünschte, dass wir ihm helfen könnten. Er ist nicht auf seinem Platz . . .

— Lass ihn dann dahin gehen, wo sein Platz ist.

* * *

— In der Tat, dieser Mann ist . . .

Mein Freund hielt mir darauf eine Vorlesung über missglückte Genies — die's nicht gibt — und suchte mich zu überreden, etwas zu tun für den Mann, der an so falschem Platze stand.

Ich dachte nach. Ich legte die kleiige Krume von dem Brot neben die noch im Gedächtnis klebenden Brocken Unsterblichkeit, und kam zu diesem Schluss:

Wenn es wahr ist, dass diese Unsterblichkeit weniger kleiig ist und nahrhafter als das Brot — was ich nicht weiss — dann muss der Mann seinem Beruf und seiner Berufung Chassez-croisez kommandieren. Er muss Brot backen in freier Zeit und Unsterblichkeit von nachmittags vier bis morgens acht.

Achillesferse des Starken.

Im Krankenhaus zu Amsterdam musste einem Matrosen ein Bein amputiert werden. Professor Tilanus nahm es ihm ab. Der Mann rauchte dabei ruhig seine Pfeife, biss dann und wann die Zähne zusammen, aber zeigte sich sonst erhaben über den Schmerz.

Professor Tilanus bewunderte diese Seelenstärke und sprach sich lobend drüber aus, während er den Verband anlegte.

Auf einmal stiess der mutige Patient einen Schrei aus. Der Professor hatte ihn mit einer Nadel gestochen.

— Wie, so schreien Sie, und eben haben Sie doch . . .

— Das ist wahr . . . aber sehen Sie, Professor, der Nadelstich gehört nicht dazu!

Der Matrose hatte recht.

Dom Alonzo Ramirez.

Mein Stück spielt in Valladolid. Ich weiss nicht, ob der Leser die Stadt kennt, mit ihrem guten Pfarrer Alonzo Ramirez, dem Kanonikus an der Hauptkirche, der ein so schönes Gemälde-Kabinett besitzt und so für den braunen Murillo schwärmt. Über ihn habe ich etwas zu erzählen, doch sollte ich mich in der Schreibung von spanischen Wörtern irren, so bitte ich um Nachsicht, denn ... ich kenne die Geschichte nur vom Hörensagen, und nicht von Cervantes.

— Es gibt Menschen, die sich gross zeigen im Kleinen, aber klein sind im Grossen. Selten messen wir unsere Anspannung, unsere Empfindungen, unser Urteil und unser Betragen mit rechtem Massstabe. Wir verwenden Riesenkraft auf Nichtigkeiten, und glauben grosse Schwierigkeiten aus dem Wege räumen zu können ohne viel Mühe. Die wahre Schlichtheit besteht in der genauen Abschätzung der Art der Dinge. Wir verschlampen unser Gemüt auf die Sympathie für Nichtigkeiten, und machen bankerott, wenn von etwas Wesentlichem Wechsel präsentiert werden. Du selbst, Dom Alonzo — wiewohl sonst ein braver Kerl und just nicht dümmer als mancher andere — täuschst dich fortwährend im rechten Messen deiner Seele.

Also predigte ein spanischer Edelmann, der Philosophie und Ethik trieb, auf seinen Freund ein, den guten Pfarrer Alonzo Ramirez.

Dom Alonzo protestierte und sagte, dass er sich

nicht schuldig bekenne des Fehlers, den sein Freund ihm zur Last lege.

— Ich nachlässig messen? Ich, Kanonikus an der Hauptkirche? Nun, davon säh' ich gern mal einen Beweis. Drei Realen Goldes dem, der ihn mir liefert, Dom Pedro!

— Hm . . . das ist zu wenig. Für drei Realen und eine halbe will ich's tun, doch keinen Maravedi weniger. Gehst du die Wette ein, dann erbiete ich mich, dich noch heute beim Straucheln über etwas Nichtiges zu ertappen, während du über wichtige Sachen dich leichtfertig hinwegsetzest. Auf unverantwortlichem Leichtsinn einerseits, auf übertriebener Entrüstung andererseits . . . auf Unsittlichkeit also! Denn, glaube mir, Dom Pedro, die wahre Sittlichkeit besteht in richtigem Messen.

Der gute Pfarrer ging auf die Herausforderung ein und verliess seinen Freund Dom Pedro in der sicheren Hoffnung, dass er bald drei und ein halb Realen Goldgewichts reicher sein würde, eine Aussicht, die ihm sehr angenehm war, denn er hatte Geld nötig für seine Armen. Er gelobte sich selbst, aufs allergenaueste zu messen und auf jede vorkommende Sache just so viel Seele zu verwenden, als sie wert war. Ein sehr braver Mensch, der er war, meinte er, dass ihm das nicht so sehr schwer fallen könnte, da er nur der Einsprache seines guten Herzens zu folgen hätte. Wohlerzogen und gebildet dabei, brauchte er nicht lange nachzurechnen, wieviel Höflichkeit er

dran geben müsse beim Alkalden von Valladolid, dem er auf seinem Wege begegnete ... bei Doktor Afterklug, dem Professor in der Tierkunde ... bei Dom Pasquale, der ihn einmal in der Woche zum Diner bat, und bei der Frau des Stadtkommandanten, einer liebenswürdigen Dame von grossem Einfluss. Auch den Armen und Geringen bezahlte der ehrliche Dom Alonzo genau, was er schuldig war. Die alte krüppelige Mariquita erhielt einen Gruss von ihm, mit „Gottes Segen“ und etwas Kupfergeld, nicht dem geringsten unter den drei Geschenken. Bemmo dem trunkenen Zimmermann, riet er das Ausschlafen an, das beste, was ein Betrunkener tun kann, und er enthielt sich eines warnenden Worts an die Dienstmagd der Donna Dolorez, dass da eine Serviette aus dem Fenster ihrer Herrin flatterte. „Es könnte ein Telegramm sein!“ dachte der gute Pater, und Spielverderben oder ein Vergnügen stören war nicht seine Sache. Glaube schützt vor Übereilung, wie man weiss.

Nach Hause gekommen, tadelte er seine alte Dienstmagd, die diese oder jene Olla hatte anbrennen lassen, gerade innerhalb der Grenzen seiner Pflicht. Hätte er mehr gezürnt, wäre er zu strenge gewesen. „Denn,“ dachte er, „auch ich versehe manchmal etwas ... niemand ist vollkommen, und ... vierthalb Real Gold ist 'ne gehörige Summe!“ Hätte er weniger gesagt, er hätte sich allzu weitgehender Nachsicht schuldig gemacht, woraus entstehen konnte, dass alle zukünftigen Ollas anzubrennen Gefahr liefen, und

weiterhin die Möglichkeit, dass er seiner Haushälterin die Türe weisen müsste. Wenn man alles so recht betrachtete, wäre sie so übel nicht, meinte er, und drei und ein halb Real Gold wären doch . . .

— Ich kein Mass halten? rief er. Das sollte mich doch sehr verwundern! Ich tu' nichts anderes all mein Leben lang! Freund Pedro mag sein Gold wohl bereit halten. Hoffen wir, dass seine Wagschale gut ist, sein Gewicht! Ich kein Mass halten!

Da biss ihn eine Mücke, die gerade daran ging — auf Fastentag, per todos los Santos! Ist's nicht ein Greuel? — sich ein Mittagmahl zusammenzusaugen aus Dom Alonzos rechter Wange. Die erste Empfindung des entrüsteten und gebissenen Mannes war, er müsse sich selbst eine harte Ohrfeige geben, härter als genau genommen nötig ist, um eine Mücke zu töten . . .

— Hm, dachte er, mit drei und ein halb Real kann ich viel Gutes tun! Du fängst mich nicht, Dom Pedro!

Und er tötete die Mücke mit Maassen.

Der Leser beliebe einzusehen, dass die Chancen Dom Pedros nicht zum besten standen.

Es wurde Beichtzeit. Der gute Alonzo horchte mit wohlgemessener Andacht auf die Bekenntnisse seiner Beichtkinder und gab jedem das Seine. Er verteilte eine geziemende Dosis Sanftmütigkeit auf ein angemessenes Quantum ernste Strenge, und jeder

war zufrieden ... ausgenommen der Teufel, dessen Unzufriedenheit man sich nicht zu Herzen zu nehmen braucht.

Da nahte ein Fremdling. Er war in den unermesslichen Mantel gehüllt, der von altersher eine so wichtige Rolle in den Romanen spielt, und jetzt auch in dieser Erzählung. Der Mann beichtete ... fürchterliche Dinge! Um zu beginnen: er hatte — an einem Karfreitag! — die Kathedrale von Saragossa bestohlen ...

— Brav ist das gewiss nicht, mein Sohn, sagte Dom Alonzo. Aber dort oben ist Gnade. Gib das Geraubte zurück, und dann ...

Er legte dem Dieb eine Kirchenstrafe auf. Tausend „Englische Grüsse“ für das abscheuliche Stehlen. Und für die Entheiligung des allerheiligsten Karfreitags: tausend und ein. Der Sünder fuhr fort. Er hätte das Unglück gehabt, seinen einzigen Sohn an die Mohren zu verschachern für zehn Zechinen.

— Brav ist das gewiss nicht, mein Sohn, sagte Dom Alonzo. Aber dort oben ist Gnade. Gehe nach Marokko, kaufe deinen Jungen zurück, und dann ...

Folgt die Kirchenstrafe: ein paar Dutzend Aves oder dergleichen.

Der Kinderkaufmann hatte in einem Augenblick just auf Lager gehaltener Erregung seinen Vater und seine Mutter erschlagen.

— Brav ist das sicher nicht, mein Sohn, sagte

Dom Alonzo. Aber dort oben ist Gnade. Lass dreitausend Messen lesen für das Seelenheil deiner geliebten Eltern, versprich mir, dass du es nie wieder tun wirst, und dann . . .

Folgt die Kirchenstrafe: ein paar Dutzend Aves oder dergleichen.

— Und nun, mein Sohn, gehe hin und sündige nicht mehr! Richte deine gebrochene Seele auf aus ihrer Erniedrigung und baue auf die grenzenlose Gnade des nimmer genug gepriesenen Erlösers, der auch für dich gestorben ist. Siehe da an der Wand sein Bild, zum Heil der Gläubigen sonnengoldig auf die Leinwand gebracht von dem einzigen Murillo . . .

— Ehrwürdiger Vater, das ein Murillo? Dieser Schmarren? Das ist ja eine Sudelei!

— Schelm! Das vergebe ich dir in Ewigkeit nicht!

— Bester Alonzo, darf ich dich um drei und ein halb Real ersuchen? sagte Dom Pedro, indem er den Mantel abwarf.

— Caramba! rief der gefoppte Pater, verloren hab' ich . . . aber — und nochmals caramba! — wenn ich gewusst hätte, dass die Sache so ablaufen würde, dann hätt' ich fürs selbe Geld meine Köchin besser gerüffelt!

Ein salomonisches Urteil.

Ich war noch nicht voll dreiundzwanzig Jahre alt und „Kommandeur" der Provinz Natal. Die offizielle niederländische Benennung dieser Stellung ist „Civil-Gewalthaber", aber im gewöhnlichen Leben und vor allem Eingeborenen gegenüber trägt seit der englischen Zeit dieser Beamte den Namen eines „Commodore".

Die Funktionen eines solchen Gewalthabers sind angenehmster Art, und oft habe ich mich in späterer Zeit zurückgewünscht auf den Posten, den ich, als ich ihn einnahm, aus Unerfahrenheit nicht genügend würdigte. Wer nicht gelitten hat, oder nicht genug gelitten, ist immer dumm. Es versteht sich von selbst, dass ich hierbei nicht an Weltschmerztränen denke, die die Romanhelden zu ihrem Vergnügen vergiessen. Ich rede ernsthaft und meine die schmerzhafte Reibung mit der Welt.

Doch auch ohne diese Reibung, die Position eines solchen ‚fêtor' — wie die bei den Malayen der Küstenländer Sumatras gebräuchliche arabische Benennung lautet — kann in der Tat einzig genannt werden. Man ist auf solchem Platz noch etwas mehr als der Erste, man ist a l l e s, und mancher Caesar würde damit zufrieden sein können. Zwar entsteht die Höhe, auf die so ein Gewalthaber gestellt ist, eigentlich durch eine gewisse Leere um ihn, da er mit Ausnahme des militärischen Kommandanten meist der einzige Europäer auf dem Platz und selbst in der ganzen Provinz ist. Aber wer

jung nach Indien kam, so dass er noch Zeit hatte, sich gut einzubürgern, fühlt sich in der Berührung mit Inländern bald ganz auf seinem Platz. Die Leere der Einsiedlerschaft als Weisser wird ausgefüllt durch eine Art königlicher Würde gegenüber der Bevölkerung, die von ihrer Seite die Hoheit des Gewalthabers sehr ernst aufnimmt. Ernster gewöhnlich als er selbst. Die ältesten inländischen Häuptlinge behandeln ihn mit kindlicher Hochachtung, und von Greisen wird er ‚Vater‘ genannt. Man glaube keineswegs — ein europäischer Irrtum! — dass solche Verhältnisse nach irgendwelcher Umschreibung im Gesetz geregelt werden. Der Inländer kennt weder, noch begreift er unsere Finessen der Autoritätsverteilung. Wer Herr ist, hat die Aufsicht über alles, und beinah unbegrenzt. Auch gilt bei solchen Gelegenheiten nicht die Unterscheidung von offiziell und privat. Ein inländischer Häuptling wird ebenso demütig die Zustimmung des Herrn Fêtor zur beabsichtigten Verheiratung seiner Tochter einholen wie zur Anlage neuer Pfeffergärten. Solch herzliches erzväterliches Verhältnis besteht auf Sumatra und manch anderen Aussenposten in viel höherem Masse als auf Java. Der Javane ist viel untertäniger, bietet aber im Umgang nicht solch angenehme Verkehrsbasis wie zum Beispiel der Malaie, dessen Anhänglichkeit, gerade weil er mehr Charakter hat, von grösserem Wert ist. Und . . . auf Java sind seit Jahrhunderten zuviele Europäer gewesen — worunter die Reich-werder —

als dass der Inländer nicht scheu geworden sein sollte.

Dass man also, in den unverdorbeneren Binnenlanden oder auf Aussenposten von Sumatra mit Gewalt ausgestattet, viel Gutes tun kann, das versteht sich. Noch jetzt bedauere ich es häufig, davon nicht reichlicheren Gebrauch gemacht zu haben. Aber ich war jung, allzu jung!

Der Hauptplatz der Provinz, wo der Kommandeur seinen Sitz hatte, lag an der See. Die Reede wurde selten besucht, weil sie bei Seeleuten einen üblen Ruf hatte. Ein paar Fahrzeuge von Padang und Benkulen aus dem Süden, von Atjin aus dem Norden, das war beinah alles. Und bisweilen, doch selten, kamen Schiffe mittlerer Grösse von Makassar oder von entfernter gelegenen Landstrichen. Die Einfuhr bestand grösstenteils aus Leinwand, Porzellan und Kleinigkeiten, die die Kaufleute gegen Goldstaub und Kampfer eintauschten. Als eine Besonderheit von Industrie habe ich noch in Erinnerung die Frauenhosen, die in Atjin gewebt wurden und, wie ich meine, nirgends im ganzen Archipel getragen wurden als in diesen Gegenden. Auf Java habe ich sie wenigstens niemals gesehen. Und in den Molukken auch nicht.

Bei Ankunft eines Fahrzeuges war der Schiffer oder ‚supercarga' verpflichtet, seine Ladungsliste dem Civil-Gewalthaber vorzulegen, der gleichzeitig Hafenmeister und Empfänger der Einfuhrsteuer war. Gewöhnlich verband so ein Schiffer hiermit einen Höflich-

keitsbesuch, wobei er dann gleichzeitig einige Geschenke anbot. Dies letztere ist ganz in den orientalischen Sitten begründet, und man hat nicht immer Übles damit im Auge. Es ist eine blosse Höflichkeit oder kann doch dafür gehalten werden. Der in der Tat ehrliche Beamte weist sie nur ab, wenn das Angebotene offenbar zu einer ungesetzlichen Vorteilszuwendung bestimmen soll, oder wenn besondere Gründe eine Ausnahme von der Regel erheischen.

Solche Gründe bestehen auf Natal wirklich, und ich hatte dem Steuermann von der Hafenschaluppe Befehl gegeben, allen ‚anachodas'*) bekannt zu machen, dass keine Geschenke von dem Kommandeur angenommen würden.

Eines Mittags sass ich in Gesellschaft des militärischen Kommandanten in der Obergalerie meiner Wohnung, als ein vornehmer Araber mit einigem Gefolge — „Gefolge" gehört in Indien zur Kleidung — das Grundstück betrat. Einer der Polizei-Aufpasser, die unten die Wache hatten, meldet Schech Scharief Alhabaschi an, Befehlshaber eines Schiffes, das soeben auf die Reede gekommen war. Der Mann kam hinauf, machte seinen ‚slamat'**) und bot mir die Ladungsliste an. Ich lief diese eben durch, sagte ihm dies

*) ‚Anachoda' heisst der Befehlshaber eines Schiffes, der gleichzeitig gewöhnlich Miteigentümer der Ladung ist. Das Wort ist arabisch.

**) ‚Slamat', die malayische Form des arabischen ‚salam' oder ‚selam': Gruss.

und jenes über die zu bezahlende Steuer, und fragte nach dem Preis von ‚pramedanis' . . .

Ich weiss nicht, ob ich das Wort richtig schreibe. Wahrscheinlich ist es arabisch, und ich schreibe es dem Klange nach, wie er mir noch vorschwebt . . .

Dreissig Jahre sind's her! Und ich habe nach dieser Zeit weder die Sache noch das Wort irgend einmal wiedergesehen. Ein ‚pramedani' also ist ein Stück Teppich von dem ‚point', den wir smyrnaisch nennen, doch ziemlich grob. Solch ein Ding wird von den Muselmanen bei ihren Morgen- und Abendgebeten als Gebetteppich gebraucht. Auch dient es dazu bei ihren rituellen Waschungen an den Ufern der Flüsse. Es gehört, wie der Rosenkranz, zur Ausrüstung des wahren Gläubigen, und wird sehr häufig dem Toten ins Grab mitgegeben oder auch wohl darauf niedergelegt. Je zerschlissener so ein Ding aussieht, desto besser. Es gilt dann als verfallener Wechsel, den man dem Propheten zur Bezahlung anbietet: „für Ew. Heiligkeit gelieferte soundsoviele Beweise von Frömmigkeit".

Doch wenn solche Teppiche noch neu sind, kann man auch ganz gut einen profanen Gebrauch davon machen. Sie können als Vorleger für Bett und Sofa dienen, oder unter dem Schreibtisch. Mein Freund, der Kommandant, hatte mich schon lange ersucht, ihm bei Gelegenheit ein paar davon zu besorgen. Und ich bestellte auch für mich selbst vielleicht drei Stück. Schech Scharief ging weg, und einige Stunden später wurde

mir von einem Matrosen ein Packen gebracht, der vorläufig irgendwo in eine Ecke der Vorgalerie niedergelegt wurde.

Kurz darauf erschien ein anderer Araber, ebenso vornehm gekleidet, bärtig und mit Gefolge versehen wie der vorige. Wir wollen ihn Schech Awal bin Aidrussi el Maskat*) nennen. Mit nicht geringer Erregtheit begann er mir zu erzählen, dass sein Kamerad Schech Scharief ein Eindringling wäre, ein Überwältiger, ein Aufruhrstifter, ein falscher ‚anachoda'. Nach Schech Awal war er sowohl Eigentümer und Kapitän des Fahrzeuges als auch rechtmässiger Besitzer der Güter. Er gab einen ausführlichen und verwirrten Bericht von einem Aufruhr, der an Bord stattgefunden haben sollte, und demzufolge er widerrechtlich seiner Würde und seines Eigentums beraubt worden wäre. Mitten in seiner Rede fiel sein Auge auf den Packen ‚pramedanis'. Mein Freund, der Kommandant, hatte ihn geöffnet und betrachtete die smyrnaischen Blumen. Die Grobheit des Gewebes tat keinen Abbruch. Die

*) Denn die Namen meiner beiden Klienten sind mir entfallen. Ohne sagen zu können, wie sie hiessen, finde ich es gut, anzugeben, wie sie füglich hätten heissen können. Die Worte Schech und Scharief sind Titel, womit die Araber ziemlich splendid umgehen. Schech bedeutete ursprünglich: König, Fürst oder Häuptling, und Scharief ist etymologisch verwandt mit unserem schryver, Schreiber, sire, griffier, sherif und Graf. Der Name Alhabaschi oder El Habesch bedeutete, dass der Mann von einer Familie war, die in Abessinien heimisch zu sein behauptete. Ich erlaube mir, dem andern das Reich von Maskat als Vaterland anzuweisen.

grob geschorene Wolle lag so dick darauf! Man konnte Lust kriegen, darauf zu knieen . . .

— Bezahlt sie nicht dem Schurken Schech Scharief, Herr! Er ist ein Hund, ein Schelm, ein Dieb. Der Herr Gott wird seinen Vater verfluchen, und seinen Grossvater, und seinen Urgrossvater! Um Gottes willen, Herr, bezahlt den Preis von diesen ‚pramedanis‘ nicht an den ehrvergessenen Schech Scharief!

Ich berief den Gerichtshof zusammen. Das heisst, ich setzte mich an meinen Schreibtisch und begann allein Gericht zu halten. Die Sache gehörte, weil beide Parteien Fremdlinge waren, nicht zum Ressort des Rappat-Rats, worin die Natalschen Häuptlinge Sitz hatten: Schech Scharief Alhabaschi und Schech Awal bin Aidrussi el Maskat trafen es gut. Sie waren meiner alleinigen Weisheit überliefert und hätten es wahrlich schlechter treffen können.

Ach, diese Jugend! Diese liebe, herzliche, wackere Jugend!

Und wie unser Walther*) unrecht tat, nicht wahr, dass er so wenig acht gab auf Salomonis Urteil! Wer konnte ihm versichern, dass auch er nicht einmal das eine oder andere Kind unter zwei Araber zu verteilen haben werde?

„Kind“ sage ich nun, um die Lokalfarbe der Salomonischen Weisheit zu bewahren. Die meine hatte mit ‚pramedanis‘ zu tun. Der Salomo hatte es be-

*) N. d. Ü.: Hauptfigur aus Multatulis „Abenteuer des kleinen Walther“.

quem, zum Teufel, denn eine Mutter ist viel leichter zu erkennen als ein ‚anachoda‘. Und dann so jemand, der so reichlich Gelegenheit hatte, sich in der Kenntnis des weiblichen Geschlechts zu üben! Ich kannte kaum den Unterschied zwischen einem Araber und einem Klingalesen*), gar nicht zu reden vom Unterschied im Solde der gehörig gesalbten jüdischen Fêtors und eines solchen armen Königs der Abteilung Natal! Eigentlich hätte ich das volle Recht gehabt, minder weise als Salomo zu sein, doch dass ich mir viel Mühe gab, dies Recht unbenutzt zu lassen, ist wahr. Ich war nicht einmal im Besitz eines Hofmalers, was schade ist, denn eine gehörige Malerei von der Sache wäre gar nicht übel gewesen. Dann hätte ein neues Walthergeschlecht in seinen Bilderbogen „Multatulis erstes Urteil“ antuschen können. Dürften noch Gravuren von diesem Vorfall in die Welt kommen, dann gebe man den beiden Schechs Bärte, hinter denen ich meine ganze Schmächtigkeit verbergen könnte, und Augenbrauen, die meinen Bart beschämen. Weiter: Kaftan, weite Pluderhose, Turban und weiteren Zubehör, genau wie Vater Jakob. Ach, sie sahen so vornehm aus. Ich aber . . .

Ich schwitzte bei der Sache. Sag' nun nicht zu

*) Die Klingalesen sind ein handeltreibendes Völkchen, das auf Ceylon oder an der Küste Malabar heimisch ist. Sie sind sehr schwarz, zeigen aber im übrigen den schönen arabischen Typus und gelten als sehr gerissen im Handel. Ob dies Urteil begründet ist, weiss ich nicht. Von den Chinesen wird es auch gesagt.

schnell, dass ich unmanierlich bin, Leser. Ich wollte dich mal sehen zwischen zwei Kindern Ismaels, die weinen, fluchen, rechten, schwören . . .

Und die Zeugen! Die eine Hälfte der Besatzung war für Schech Scharief. Die andere Hälfte beschwor bei Gott und dem Propheten, dass Schech Awal der rechte Mann wäre.

Denn ich hatte getan, was der andere Salomo versäumt zu haben scheint, ich hatte Zeugen gerufen.

Aber es half mir nichts. Aus Übermass von Licht führten sie mich ins Stockfinstere.

Die Schiffspapiere? Daraus konnte ich ebenso wenig klug werden. Es war geschmiert und gekleckst darin.

Ich brachte mit der Untersuchung den ganzen folgenden Morgen zu und schämte mich vor dem Tuanku*) von Natal, dem höchsten inländischen Häuptling des Platzes, vor dem ich gern die Ehre meiner Scharfsinnigkeit aufrecht erhalten wollte. Auch er hatte, gleich ein paar anderen Häuptlingen, einige ‚pramedanis' bestellt und empfangen, so dass die Rechnung von allem Gelieferten ziemlich hoch aufgelaufen war. Und er besuchte mich, gerade als ich,

*) Auf Sumatra ist ‚Tuanku' — wörtlich: „mein Herr" — der höchste inländische Titel bis auf einen, wenigstens wenn man den noch regierenden Sultan ausscheidet. Der höchste Rang eines in Dienst des Gouvernements stehenden inländischen Hauptbeamten ist ‚Jang di Pertuan': „er, der herrscht".

ermüdet von fruchtloser Untersuchung, im Begriff stand, den Mut aufzugeben.

Auf einmal schoss mir ein Licht in die Seele. Ich schickte die Zeugen fort und hielt eine schöne Rede an die beiden Araber, die mir mit glühenden Blicken die Entscheidung abnötigen zu wollen schienen.

— Schech Scharief Alhabaschi, wieviel ‚pramedanis' habt Ihr geliefert, und wieviel kosten diese ‚pramedanis'?

Der Mann nannte den Betrag.

— Schech Awal bin Aidrussi el Maskat, wieviel ‚pramedanis' habt Ihr geliefert, und was kosten sie?

Auch Schech Awal nannte die Summe, die er forderte.

— Ich sage Euch, Schech Scharief Alhabaschi, dass Ihr ein unverschämter Mann seid, der Schande bringt über das Haupt seines Vaters. Sind da mehr solche in dem grossen Lande von Abessinien? Schande über das Land Abessinien! Und Euch, Schech Awal bin Aidrussi el Maskat, sage ich, dass Ihr schlecht unterwiesen seid und die Manieren habt von jemandem, der . . . keine Manieren hat. Ja, Ihr seid eine grobe Person. Eure Mutter muss betrübt über Euch sein, betrübt und beschämt. Heisst das Ehre machen dem Lande von Maskat? Nein, das ist grosse Schande für das Land von Maskat.

Was habt Ihr beide getan? Ihr geht auf Reisen mit einem Schiff voll Gütern. Das ist recht. Das tat Sindbad auch, und er wurde ein reicher Mann, weil

er . . . was von Manieren verstand.*) Aber Euereins versteht nichts von Manieren. Euereins wird sterben wie Hunde ohne Herrn. Das sage ich Euch.

Wenn ich reisen gehe und seefahren und handeltreiben, was tue ich? Ich bin höflich und manierlich. Wenn ich nach Maskat komme, was tue ich? Ich grüsse den Sultan und biete ihm ein Geschenk. Und was tue ich, wenn ich heraufkomme gen Magdala? Ich beuge mich vor dem Negus und gebe ihm Geschenke. Das sind die Manieren von jemand, der reist und die See befährt und Handel treibt und ... gehörige Manieren hat.

Aber Ihr, Schech Scharief Alhabaschi, und Ihr, Schech Awal bin Aidrussi el Maskat, Ihr habt keine Manieren. Ihr, Scharief, seid geboren, einen eigensinnigen Esel zu treiben. Ihr, Awal, verdient getreten zu werden von einem tollen Kamel.

Ich bin Kommandeur von Natal, und Ihr habt Euch gegen mich betragen, als sei ich nur ein geringer Mensch. Dieser Herr ist Kommandant des grossen Forts**), das Ihr gesehen haben müsst beim Einfahren

*) Nämlich Sindbad, der abenteuerliche Seemann aus den „Arabischen Erzählungen von Tausend und Einer Nacht", der nach einigen Anzeichen die Landstriche besucht zu haben scheint, wo der im Text erzählte Vorfall sich ereignete, und auch Java und Ceylon. Oder richtiger, es ergibt sich, dass der Autor der ihn betreffenden Fabeln diese Länder kannte. Sindbad kommt auf Sumatra zu einem Fürsten, den er ‚Maha Radjah' = „Grosser König" nennt. Doch dieses Wort ist mehr eine Umschreibung oder ein Titel als ein Name.

**) Es hiess Marlborough. Von den Engländern gebaut, war

in den Strom . . . auch ein grosser Herr. Und dieses malayische Haupt ist . . . ein vornehmes Haupt. Es ist der Herr Tuanku vom ganzen Lande Natal. Und die Datus, denen Ihr Eure ‚pramedanis' geschickt habt . . . sie alle sind Personen von Gewicht und Ansehen in diesem Land.

Habt Ihr mir geziemende Geschenke gegeben? Nein. Dem Herrn Kommandanten? Auch nicht. Dem Herrn Tuanku? Nein. Dem Datu Sinara-pandjang? Dem Datu Putih*)? Den andern Datus? Nein, nein, nein, das habt Ihr nicht getan! Ist dieses nicht abscheulich? Sehr abscheulich, astaga-perlah!**)

Also seid Ihr Männer von schlechten Manieren.

Aber ich kann solche schlechten Manieren nicht vertragen. Und ich sage Euch, dass Ihr mir und all diesen anderen vornehmen Herren diese ‚pramedanis' zum Geschenk zu geben habt. Wenn Ihr was verkaufen wollt, sucht Euer Heil auf dem Markt oder bei den chinesischen Händlern . . . wir Herren von Ansehen bezahlen Euch diese Bet-Teppiche nicht! Und sendet mir etwas Rosenöl! Aber es muss von der besten Sorte sein. Und nun schert Euch fort, alle beide!

es in der Tat ziemlich gross, aber zu meiner Zeit sehr verfallen und ärmlich besetzt.

*) Die beiden hier genannten Datus — kleine inländische Häuptlinge — waren speziell mit der Fürsorge für die Pfeffergärten zu Taloh-Baleh beauftragt. Sie waren meine Begleiter auf dem Zuge, von dem ich Meldung mache im „Havelaar" an der Stelle, wo ich vom „Japanischen Steinhauer" erzähle.

**) Fluch, verderbtes Arabisch. Eigentlich: istagrafar-Allah, etwas wie: bei Gott, Gott weiss es!

Natürlich wollten sie wieder zu rechten beginnen. Es war Grund dazu, wahrhaftig! Doch ich liess sie fortjagen, und ziemlich grob. Der Tuanku guckte mich verwirrt an.

— Und nun? fragte er.

Ich ersuchte ihn, einen von seinem Gefolge nach dem Markt zu schicken und mir Bericht erstatten zu lassen.

Ach ja! Unsere beiden wahren Gläubigen waren bei einem Chinesen*) gelandet und hatten da ihrem

*) Wie der wahre Name dieses Chinesen war, weiss ich nicht, aber zu Natal wurde er gemeiniglich Keh-muda genannt. Er kam, um mir den Bericht über die so ungleich gestimmten beiden Araber zu bestätigen, da sie in seinem Laden ihre Herzen ausgeschüttet hatten.

Ich erwähne diesen Mann so besonders, weil er Napoleon persönlich gekannt hatte. Gewiss etwas Merkwürdiges bei einem Chinesen. Reichlich zwanzig Jahre früher nämlich als der Zeitpunkt, von dem ich spreche, und also um mehr als fünfzig Jahre früher, war er auf Sankt Helena als Kleinhändler etabliert gewesen, und da hatte er den grossen Verbannten des öfteren gesehen. Um eine Probe darauf zu machen, legte ich einmal eine „Histoire de Napoléon“ von Laurent de l'Ardèche auf meinen Schreibtisch, und zwar so, dass ihm der Stich ins Auge fallen musste, worauf Napoleon im Pflanzeranzug nach dem malayischen Arbeiter Toby (?) guckt. „Tobat“ — ein Ausruf des Erstaunens — rief er, „tuan Bonapalte!“ Ich habe diesen Chinesen immer mit Auszeichnung behandelt. Es war mir, als ob Clio ihn durch diese Begegnung zu etwas Besonderem gestempelt hatte. Und diesen Eindruck habe ich noch.

Der Herr J. H. van Meerten, Sohn der berühmten Schriftstellerin, der vor mir Gewalthaber von Natal war, muss Keh-muda gekannt haben, gleicherweise den Tuanku und die beiden Datus, die ich im Text nenne.

Herzen Luft gemacht, mit gleichem Feuer, aber in verschiedener Richtung.

Der eine hatte seinen Rivalen verspottet und ihn mit dem Bankerott geneckt, den er an seinen ‚pramedanis‘ erlitt.

Und der andere?

„Das ist eine infame Behandlung“, hatte er gerufen. „Auf der Reede erzählen sie mir, dass hier keine Geschenke angenommen werden, und an Land pressen sie mir meine Ware ab! Ich geh’ und beklage mich bei dem grossen Herrn in Padang!“

Darauf liess ich die beiden Freunde rufen und gab . . . suum cuique. Der eine kriegte sein Geld, und der andere wanderte ins Gefängnis, wo er mit mehreren seiner Anhänger logierte, bis ich Gelegenheit hatte, ihn, begleitet von dem nötigen Kommentar, auf der direkten Linie nach dem persischen Golf zurückzusenden, wo das Schiff beheimatet war. Wie da die Sache abgelaufen ist, weiss ich nicht.

Der Banjir.

[Vorbemerkung des Übersetzers: Ich sagte in der Lebensbeschreibung des Autors über die merkwürdige Geschichte des Werkchens „Zeige mir den Platz, wo ich gesäet habe!“, aus dem das Bruchstück „Der Banjir“ hier übersetzt ist, das Folgende:

„Jedes seiner Werke hat eine charakteristische Geschichte. Er schrieb „Zeige mir den Platz, wo ich gesäet habe!“ und die „Liebesbriefe“, selbst in erbärmlicher Lage — für andere. Das erstere freilich für seine Javanen, für die er alles übrig hatte. Über einen Teil von Java war 1861 eine Sturzflut (ein Banjir) hereingebrochen, Vernichtung und Verarmung mit sich führend. Tausende von Leichen lagen unbegraben an den Wegen, die Pest verbreitend. Man veranstaltete Sammlungen, um die Not zu lindern. Am 28. April 1861 forderte der Verleger Nygh den Dichter auf, „etwas“ zum Vorteile der Bedrängten zu tun: „durch diese Tat werden Sie sich in edler Weise rächen“. Multatuli schrieb, indem er wiederum durch sein Darben den Javanen zu helfen suchte, „Zeige mir den Platz, wo ich gesäet habe!“, und in kurzer Zeit war Nygh durch diesen einen Bogen Druck aus der Feder Multatulis in den Stand gesetzt, über eintausenddreihundert Gulden nach Indien zu senden. O Gott, eintausenddreihundert Gulden von einem Manne, der nicht wusste, wo er sein Haupt niederlegen sollte! Die Summe, die ganz Niederland aufbrachte, war eine nur neunmal grössere. Ein Teil dieser kleinen Arbeit gibt mit erschütternder Kraft eine Schilderung des Moments, da man den Banjir, die Sturzflut, brüllend heranrollen hört, die immer näher kommt, alles niederreissend, alles fortspülend, die auf den schnellsten Pferden kein Entkommen zulässt und eine ganze Generation vom Erdboden vertilgt, stärker als alles, was man auf der Erde zum Vergleich heranziehen mag.“]

Seht ihr das Bambushäuschen dort? Welch eine Menge Leute ist da beieinander. Karidien ist Gast-

herr, er lässt Ketupah*) herumreichen. Auch ist da Maniessan zu haben und Tebu und Ayerdjahi und Que-que und sonst noch Dinge, die keinen Namen haben, oder von denen ich wenigstens euch den Namen nicht sagen kann. Es scheint da ein Fest . . . ich glaub' es gern. Man sieht's dem Gastherrn an, dass da etwas Besonderes vorgefallen ist. Aber was bedeutet der verbundene Arm, und woher all das Geld auf der Baleh-baleh?**) Zwanzig Gulden sind's . . . zwanzig Gulden!

Karidien war den Morgen früh fortgegangen. Vor dem Dorf kam ihm ein Pferd entgegen in wildem Galopp, und es war doch nur ein Transportpferd, denn das Rückgrat lag bloss. Karidien begriff, dass das arme Tier nicht ohne Ursache so rasend daherlief. Und, sonderbar, da rannte auch ein Trupp Büffel mit ungewohnter Hast über den Weg. Und Tags zuvor hatte Karidien Spuren gesehen . . . sicher, es war ein Tiger in der Nähe.

Karidien ging nach Hause, entlieh vom Dorfhaupt ein Gewehr und begab sich zurück nach dem Ort, wo er dem flüchtenden Pferde begegnet war. Er spürte, schnüffelte . . . da schnob was im Dickicht.

Vorsichtig blieb der Jäger stehen, spannte den

---

*) Ketupah = Reis in einer Umhüllung von Blättern, auf besondere Weise gekocht. Maniessan = Konfitüren, Süssigkeiten. Tebu = Zuckerrohr, hier als Leckerei. Ayer-djahi = Ingwerwasser. Que-que = Gebäck.

**) Ruhebank von Bambus.

Hahn von seinem Gewehr . . . da bewegte sich was . . .

Ist das Schatten von der aufsteigenden Sonne, das braune da zwischen den gelbgrünen Blättern?

Wieder bewegte sich was. Doch es konnte der Wind sein oder das Krachen eines trockenen Zweiges, der sich krümmt oder gerade richtet in der wechselnden Wärme der Morgenstunde . . .

Dennoch legte Karidien an. Der Sarong*) seiner Frau war verpfändet, und vor einiger Zeit war die Prämie auf die Tötung eines Tigers erhöht worden von fünfzehn auf zweiundzwanzig Gulden.

Doch das Gewehr war ein altmodischer Einzellauf mit Feuerstein. Sollte auch der Feuerstein gut scharf sein und gut festgeschraubt? Ohne Richtung oder Blick zu verändern, stützt der Jäger das Gewehr allein mit der rechten Hand, lässt die linke am Lauf zurückgleiten bis zum Schloss, betastet den Hahn, findet den Stein, bricht ihn, ohne es zu wollen, los . . .

Ja, es ist wohl ein Tiger, der da duckt und lauert, und als wüsste das Tier von dem wehrlosen Zustand seines Gegenparts, springt es zu . . .

Karidien streckt ihm im selben Moment das Gewehr entgegen, doch umsonst. Darauf folgte ein Kampf mit dem Klewang**), worin Karidien Sieger blieb. Wohl

---

*) Eigenartiges Kleidungsstück der Javanen.

**) Ein kurzes, breites Schwert, die gebräuchliche Waffe der Javanen.

war er am linken Arm verwundet, aber doch noch gesund genug, um nach der Erlegung des Feindes seinen Nachbarn Pa-Simah zu rufen, damit sie zusammen dem Tiere das Fell abzögen. Darauf war Karidien nach dem Bureau des Kontrolleurs gegangen, der die ausgesetzten zweiundzwanzig Gulden an ihn ausbezahlen liess. Grund genug, dass man fröhlich war in dem Häuschen.

Und Amia, Karidiens Frau, war erfreut, denn sie gedachte nun bald ihren Namen zu ändern. Nach der Geburt des Kindes, das sie erwartete, sollte sie Emboh-Sarie heissen; nennen doch auf Java die geringen Leute sich nach ihrem ersten Kinde, und es ist etwas Liebes in dieser Gewohnheit. Ist es nicht, als ob die Frau Abstand nimmt von allem, allem, um Mutter zu sein, nichts als Mutter ihres Erstgeborenen?

O ihr, die ihr aus Selbstsucht den Javanen auszustossen sucht aus der grossen Familie der Menschheit, meint ihr, dass eine Mutter dort keine Mutter ist? Meint ihr, dass sie das ungeborene Kind in ihren Lenden leben fühlt, ohne dass diese Bewegung sich erstreckt bis ans Herz?

Und es war auch Pa-Simah da, mit Simah, seinem kleinen Buben, dessen Namen er trug. Wie dieser nur stolz war auf den Triumph seines Vaters, der mitgeholfen hatte beim Abhäuten des Tigers!

Auch Pah-Simahs andere Kinder sassen dabei. Sie waren beinahe nackt, die kleineren wenigstens, doch

das schadet nichts. Fröhlich waren sie, und sie hatten den Tag vollauf gegessen. Und was für Mädchen kauerten da in dem Kreise! Da war die schöne Aïssa, die keine Früchte feilbieten wollte auf dem Erbe des Kontrolleurs, weil Dajik ihr dies verboten hatte. Und Dajik selbst war auch da, der eifersüchtige. Und Saleman und Daaud — Königsnamen! Und Sapilah, der so wunderbar Gamelang und Anklung spielte. Und Kromo, der Soldat gewesen war und damals Nummer siebenundsechzig hiess, weil so viele Kromos im Stammbuch des indischen Heeres sind. Und Kerto Widjoyo, der Schreiber werden sollte beim Unterkollekteur und auf diese Anstellung wartete, um heiraten zu können. Und die kleine vierzehnjährige Situ, sonst so flink im Lösen von Rätseln, und die doch jetzt nimmer fassen wollte — noch gutheissen, wahrlich! — dass Kerto Widjoyos Anstellung so lange ausblieb. Und dann der lange Bursche dahinten . . . Luntar heisst er: treffender Name! Denn es ist der Name einer Art Palmbaum, schöner als die Kokospalme, doch ohne Frucht. Luntar ist sauberer gekleidet als die andern, weil er im Dienst des Surnumerairs der Abteilung steht. Er dürfte wohl etwas weniger hoffärtig deswegen sein, denn es ist keine Schande, in den Reisfeldern zu arbeiten, und eine so grosse Ehre nicht, fünfzigmal am Tage Feuer darzureichen zum Anzünden einer Cigarre. Aber er sitzt gut zu Pferde, das ist wahr. Unlängst hatte er für seinen Herrn ein Päckchen nach Samarang zu bringen, das doch achtzig

Pfähle weit ist*), doch war er zurück in anderthalb Tagen . . . das nenn' ich reiten!

Und vor Karidiens Haus klingt der Gamelang. Und hinten hört man das Stampfen des Reises. Und es herrscht Geplauder und Lachen in dem Kreise, so dass es uns beinahe hindert, die Pantuns**) zu verstehen. Und das wäre vielleicht schade, denn häufig ist viel Schönes darin.

Vielleicht hat man beachtet, dass die Sprüche Salomos aus zwei deutlich von einander geschiedenen Teilen bestehen, von denen der zweite gewissermassen einen Wiederschlag auf den ersten bildet. Die häuslichen Reimspiele der Javanen erinnern an diese Eigentümlichkeit. Ein Mitglied der Gesellschaft beginnt mit dem Singen einer Zeile. Durch einen andern oder auch durch alle wird das Gesagte rezitativisch beantwortet. Ich vermute, dass die Sprüche Salomos auf ähnliche Weise entstanden sind.

Hier in dem kleinen Kreise, in den ich den Leser einzuführen suchte, spielten natürlich der Tiger und die Geschichte des Tages eine grosse Rolle in der Dichtung dieses Abends.

„Stark sind die Klauen von dem Herrn Tiger!" war da gesagt, und es waren viele Antworten gekommen.

„Stärker ist der Klewang in der Hand des

*) Ungefähr zweiundzwanzig Stunden Gehens.

**) Gesangrätsel, Sinnreime.

Mannes", so oder ähnlich war von den meisten geantwortet.

Aber Situ, die auf Kerto Widjoyos Anstellung wartete, hatte gesagt:

„Stärker ist das Verlangen nach der Stunde der . . . der Reisernte", hatte sie überlaut gesagt, doch erst murmelte sie etwas anderes, das niemand verstehen durfte.

„Stärker sind die Muskeln meines Pferdes", sang Luntar, der an seine Samarang-Reise dachte.

„Stärker ist die Gewalt des Stromes!" rief ein alter Mann, der viele Banjirs erlebt hatte.

Und Amia, Karidiens Frau, sagte:

„Stärker ist die Liebe einer Mutter." Denn sie dachte an das Kind, das sie erwartete, und sie musste wohl daran denken, denn sie fühlte, dass es bald geboren werden würde. Doch dass es so bald geschehen sollte, wusste sie nicht.

* * *

Wie kam es, dass auf einmal niemand mehr die Pantuns verstand? Es war etwas Seltsames in der Luft . . . der Gamelang klang dumpf, obschon es Sapilah selbst war, der diesmal spielte. Und schon dreimal hatte Karidien den Mädchen hinterm Hause zugerufen, sie möchten besser zustampfen, weil er glaubte, sie faullenzten, da man nur so schwaches

Getön vom Tumbok*) hörte. Es war Getöse rundum, und einen Augenblick schien es . . .

„Still!“ sagte der alte Mann, der eine Wasserflut stärker geschätzt hatte denn die Klauen eines Tigers. „Still . . . lauscht . . . hört . . . da ist er . . . der Banjir!“

Alles schwieg, alles lauschte, alles erbebte . . .

Banjir!

* * *

Wie soll ich dich beschreiben, mächtige Sturzflut des Gebirges? Womit soll ich dich vergleichen, Riese von Wasser, der du hinwegführst, was dir entgegensteht, der du Bäume umbiegst wie Halme und ganze Wälder glatt streichst? O, wie natürlich, dass alle Völker aus der Kindheit ihrer Geschichte Erinnerung haben von alles überwältigenden Wasserfluten!

Das dumpfe Brausen im Beginn mahnt zu Aufmerksamkeit, und wer mit dem Dichtergehör des Herzens lauscht, erkennt daraus deutlich einen Ruf zur Andacht. Diesen Ruf haben alle Kindervölker übersetzt: „Höre, wie der Herr-Herr spricht!“, und Dichter haben ersonnen, warum der Herr also sprach, und Priester machten sich die Furcht des Volkes zu Nutze, um gewinn- und machtgebende Verbindung zu bringen

*) Das Reisstampfen in einem hölzernen Block. Das Wort ist eine Onomatopöe.

zwischen die gewaltigen Kräfte der Schöpfung und ihre eigene Ohnmacht. Doch Naturkenner forschten nach, wie und warum diese Wolken um die Scheitel der Berge sich zusammenfügten und niederfielen mit Gewalt, um aus Bächen Flüsse zu machen, aus Flüssen Ströme und aus Strömen ein Meer . . . ein Meer, das alles mitführt, alles vernichtet.

Banjir! Die Erde dröhnt, die Luft presst sich zusammen, das Atemholen wird schwierig, die Ohren sausen, als ob alles Getöne sich auflöste in einen Klang, den man beschreiben möchte als ein riesenhaftes R, wenn eine Beschreibung dieses Klanges möglich wäre.

„Hörst du den Ton voll erschreckendem Grimme,
Der das ängstliche Tal erfüllt?
Das ist der Sturzflut wilde Stimme,
Die in der Bergschlucht brüllt.
Er kommt, der schwarze Wasserfall,
Vor dessen Macht die Felsen weichen,
Der aus dem Boden reisst die Eichen
Und der mit fernhin klingendem Schall
Zum Meere wandelt das bebende Tal.“ *)

Das Wasser steigt nicht, es staut sich. Man sieht nicht drauf, man sieht dagegen, als wäre es eine Mauer, die sich vorwärts schiebt über die Ebene. Das Leben berechnet man hier nicht nach so und so viel Fuss Höhe, sondern nach Stunden der Entfernung des Wassers. Und man glaube nicht, dass einige

*) Meyer, Abschied von Java.

Stunden Abstand die Sicherheit gewährleisten; in wenigen Minuten sind diese Wegstunden durcheilt! Weg, ihr Gärten von Kaffeebäumen, die ihr die Höhe krönt und in scheinbarer Sicherheit niederseht auf das silberne Bächlein in der Tiefe . . . das Bächlein ist stark und wütend geworden. Weg, Landhaus du mit weissem Giebel, das so freundlich herausragt aus den umgebenden Anlagen, die Höhe deiner Lage nützt dir nichts . . . der Banjir springt und wälzt sich über Täler und Tiefen, lässt sie ersäuft zurück, und hat Wasser und Kraft genug übrig, um höher und stärker zu bleiben als du! Weg, Dörfchen du auf dem Hügel — siehe, was unten lag, ist schon verschlungen — der Banjir ist höher denn der Hügel, der gleich nicht mehr hinausragen wird über die Oberfläche des Wassers, eine Unebenheit nur wie die Sandbank auf dem Grunde der See! Weg alles, was Widerstand bietet . . . weg alles, was flüchtet! Gegen diese Kraft besteht keine Kraft, gegen diese Schnelligkeit besteht keine Schnelligkeit. Weg Rind und Pferd und Mensch . . . weg Pflanze, Baum, Garten, Wald . . . alles weg, alles glatt rasiert, gemäht, geschoren!

Doch lange dauert diese Wut nicht. Sie ist hierfür zu heftig. Alsbald wird man im zurückgelassenen Schlamm die zerstreuten Teile des Verwüsteten finden und die Leichen von allem, was getötet ist.

Man wird trachten, aufzubauen, was vernichtet wurde. Der Landmann sucht den Platz, wo er gesäet

hat. Wehe, der Banjir hat Ernte und Land mit hinweggeführt! Der Hügel, der den Acker begrenzte, ist ein See geworden, der in seinem Schoss die Früchte vieler Arbeit verbirgt, und es ist Falschheit in der freundlichen Kräuselung des Wassers wie in dem Lächeln eines Bösen.

O ja . . . ist dort Wasser, wo Land war, so ist jenseits dafür ein Streifen Grundes emporgehoben, wie er früher nicht bestand. O, wie scheinheilig ist der Feind, der sich stellt, als wolle er dort wiedergeben, was er hier nahm! Und dieser neue Grund ist fruchtbar . . .

An die Arbeit, an die Arbeit! Es wird Reis gebraucht für den Hunger . . . Kaffee muss da sein für den anderen Hunger, der da Handel heisst in Europa! Es muss gearbeitet werden, damit die Kinder . . .

Gearbeitet? Womit? Wo ist der Spaten? Weggespült. Gearbeitet für Frau und Kind? Sind sie nicht mit fortgerissen wie das Gerät? Weggeschleift wie die Häuser, wie die Gärten, wie die Ernte?

O glücklicher Arbeiter, der nicht übrig bleibt, dass er arbeite in dem Schlick, der so fruchtbar sein wird, weil . . .

Ja, denn euer Patjol würde auf Gerippe stossen. Und wenn der Landmann forscht und nachdenkt, wird der Spaten seiner Hand entfallen . . . . er wird die Leiche wiedererkennen . . . . er wird viele Leichen wiedererkennen. . . .

Wer sollte das sein — nein, wer sollte das ge-

wesen sein? Der Tote hatte den linken Arm verbunden. Das war Karidien, der so mutig gegen den Tiger kämpfte, und der so erfreut war, dass er seiner Frau Sarong einlösen konnte mit dem Lohne seiner Tapferkeit.

Und das? Das war Pa-Simah mit seinem Söhnchen in den Armen, dem Söhnchen, das er so lieb hatte. Und Simah selbst, der so stolz war, weil doch sein Vater allzeit mitgenannt werden würde bei der Erzählung von Karidiens Heldentat.

Da liegen die Leichname von drei Mädchen neben einem Reisblock . . . wie lieb hatten sie gesungen an dem Abend, die Armen!

Und weiterhin die Leiche von dem alten Mann, der so recht sprach, als er sagte, dass der Banjir stärker wäre als die Klauen eines Tigers . . .

Doch Luntars Leiche liegt nicht dort. Er war auf die Schreckensmär weggeeilt nach dem Hause seines Herrn, hatte ein Pferd aus dem Stall geholt, der gute Reiter, und fort . . . fort! Doch der Banjir hatte ihn überholt. Denn Luntar täuschte sich in der Meinung, dass die Muskeln eines Pferdes stärker sein würden als die Wasserflut.

Sieh dahinten Saleman und Daaud, die zwei Kinder mit Königsnamen, und Kromo, der den Kugeln und Klewangs der Balinesen entging . . . auch ihn erreichte der Banjir.

Und weiter herauf im Schlick liegen zwei Leichen, die Arme umeinander geschlungen . . . sie zu scheiden

würde schwierig sein, selbst nach dem Tode: man wird sie zusammen begraben müssen. Denn das waren Kerto Widjoyo, der Schreiber werden sollte beim Unterkollekteur, und die vierzehnjährige Situ, die so ungeduldig auf diese Anstellung wartete, um Widjoyos Frau werden zu können . . .

Und der eifersüchtige Dajik streckte in dem Todeskampf die Hand aus über die schöne Aïssa, als wollte er sie schützen vor den Blicken der Männer, die ihre Leiche bloss finden würden nach dem Ablauf des Wassers.

Und Amia, die Emboh-Sarie heissen sollte? Muss man eine Frau suchen oder eine Mutter? Sollte die es da sein, die da liegt mit schmerzvollem Zug, als wäre sie unterlegen einem doppelten Tode? Sollte das ihr Kind gewesen sein, geboren im Wasser, ein formloser Klumpen?

O Gott, o Gott, wenden wir den Blick ab von dieser Verwüstung! Wir hören diese letzten Seufzer, wir fühlen diese letzte Zuckung der Muskeln, wir verstehen diese letzten Bitten . . . und es wird uns eng ums Herz. Denn, Leser, diese Javanen waren Menschen! Die Leichen, die da liegen und drohen mit Pest, sind die Leichen von Menschen! Sie fühlten, hofften, fürchteten wie wir. Sie hatten Anspruch auf Lebensglück wie wir . . .

Leser, Europäer, es waren Menschen, diese Javanen!

Und der Überlebende, der traurig hinblickt auf die verwüstete Landschaft und fruchtlos sich umschaut

nach dem Platz, wo er gesäet hat, ist ein Mensch! Und wo er die Leiche sucht seines Verwandten, seiner Mutter, seiner Frau, seines Kindes, presst sich ihm das Herz zusammen, in der Furcht so gut, dass er nicht finden werde, was er sucht, wie aus Angst, dass er es finden wird. Und wo sein trauriges Nachforschen Erfolg hat, schneidet ihm die Verzweiflung durch die Seele, wie es bei dir selbst sein würde, Leser, wenn du den Leichnam fändest deines Kindes, deiner Braut, deiner Mutter . . .

Dieser Javane ist ein Mensch, Leser!

Eine Freiluftpredigt mit Hindernissen.

Weder unser Klima noch die daraus entstandene Bauordnung unserer Städte und Häuser, noch auch die mit dem einen und andern in enger Verbindung stehenden Sitten vergönnen uns, zum Volke zu sprechen. Wir haben kein Forum, keine Säulengänge, keinen athenischen Markt, kein Rostrum, keine Tribüne. Die Buchdruckerkunst verschaffte uns eine Art von Gedankenäusserung, die in gewissen Hinsichten unter, in anderen über dem gesprochenen Wort steht. Wenn wir bewirken könnten, dass jeder das Lesen verstünde — ein frommer Wunsch! — würde vielleicht viel ge-

wonnen sein, doch so lange dies **nicht** der Fall ist, stehen wir, was das Vervielfältigen der Gedanken angeht, in gewissem Sinn unter Griechen und Römern, ja selbst unter manchen arabischen Stämmen. In gewissem Sinne! Was wir an Ausbreitung gewannen, geht, wie gewöhnlich, an Intensität verloren. Unter einer gegebenen Anzahl heutiger Individuen, die ihren Namen und selbst einen Brief schreiben können, wird man mehrere Personen finden, die einige Kenntnis haben von Dingen, die nicht direkt in das Bereich ihrer Sinneswerkzeuge fallen, aber ich bin überzeugt, dass jeder Bürger zu Athen oder Rom und selbst jedes Glied einer umherziehenden Wüstenhorde besser auf der Höhe der res publica seines Volks oder Stammes befunden werden würde, als die meisten unserer Zeitgenossen in den Dingen, die **ihr** Vaterland angehen. Die philippischen Reden des Demosthenes beweisen nicht allein **seine** Beredtheit, sie liefern — vor allem hinsichtlich des Erfolges — ein Zeugnis für die Empfänglichkeit und Fähigkeit seiner **Hörer**. Demosthenes würde in unser Klima nicht passen, oder besser, er wäre in unserm Lande eine Unmöglichkeit. Bei sonst gleichen Vorbedingungen würde ihm immer fehlen, was zur Vollendung des Redners nötig ist: ein **Auditorium**.

Einmal war ich im Haag Zeuge einer Strassenszene, die mich in der Meinung bestärkte, dass unsere Nation ungeeignet sei, auf solche Weise belehrt zu werden. Ein Sektierer versicherte drei oder vier

kleinen Kindern, dass er „das Wort des Lebens verkündigen“ würde, und bat sie, hier oder da einen Stuhl für ihn zu entleihen. Die kleinen Wichte — die nach dem Zeugnis, das über ihre Lippen floss, eines Schnupftuchs bedürftiger als der Seelenspeise waren — starrten ihn mit dummem Erstaunen an.

— Einen Stuhl, Kinderchen ... 'n kleiner Küchenstuhl genügt. Wisst ihr nicht, wo der zu kriegen wäre?

Keine Antwort.

— Wat will de Kerl? fragte ein grösserer Junge, der Skandal witterte.

— Ich möchte einen Stuhl haben, wiederholte der Apostel. Ich will das Wort des Lebens verkündigen.

Auch dieser Junge kapierte es nicht.

Vielleicht sah der arme Strassenprediger ein, dass das Wort „verkündigen“ schlecht gewählt war. Er verbesserte seinen Ausdruck:

— Ich will von Gott sprechen und dem Herrn Jesus.

Keine Antwort.

Allmählich näherten sich andere Personen, meist Kinder aus dem sogenannt niedrigsten Stande. Das Stück spielte natürlich in einem unansehnlichen Viertel. Ich hatte mich vor den Schaukasten eines Ladens gestellt, von wo ich alles beobachten konnte.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen, wobei ich die Geduld des Mannes bewunderte, wurde ihm endlich ein Stuhl gebracht. Eine alte Frau kam damit an-

gelaufen. Sie verlangte einen Stüber dafür, den der Mann willig bezahlte.

Und er predigte! Es war etwas Liebliches in seiner Stimme. Sein Vortrag zeichnete sich aus durch Einfachheit. Wahrlich, es lag nicht an ihm, dass seine Worte keinen Eindruck machten. Ich erinnere mich nicht, je eine Predigt gehört zu haben, die besser dem Sinn entsprach, den manche mit dem Wort „evangelisch" verbinden. Der Mann brachte in der Tat eine frohe Botschaft . . . jedem wenigstens, der glaubt. Für mich, der nicht glaubt, war es ein trauriges Beispiel wohlmeinenden Wahnsinns. Ich hatte Mitleid mit ihm und schmälte mit den Tausenden und Tausenden seiner Geistesverwandten, die ihn da so allein stehen liessen auf seinem gemieteten Stuhl, in einem Kreise von ein paar Dutzend rotziger Jungens. Ich fühlte fast Neigung, mich hinzuzugesellen . . .

Ach . . . was würde es genützt haben. Ein Schnupftuch hatte ich, aber was hilft dieses ohne Glauben?

Das Auditorium unseres Predigers hatte weder das eine, noch das andere. Die Sonderbarkeit des Falls hielt die kleine Gemeinde einen Augenblick beschäftigt, doch kaum war der Weg zur Seligkeit beschritten bis zu „zertretenen Schlangenköpfen" und „zerschmetterten Fersen", als sich schon die Jugend zu langweilen begann. Die Geistreichsten zogen sich an den Haaren. Die andern . . . ach, andere waren da nicht.

Ja, doch, eine alte Frau!

Eine Nachbarfrau ging vorüber, die ihr etwas zurief. Ich verstand nicht, was sie sagte, aber es schien etwas wie eine Frage, warum sie dem „dummen Kerl" zuhörte. Diese Schmeichelei konnte ich heraushören, und das übrige ergänzte ich mir aus der Antwort:

— Ik täuw*) op min Stohl. Hei steiht doorop. Ik heww 'n Stüwer voor kregen . . .

Und zur Verdeutlichung streckte sie die Hand hoch, deren gespreizte Finger fünf Cents bedeuten sollten.

Der Lehrer fuhr ruhig fort mit „Verkündigen". Seine Rede war in der Tat eine kurze Zusammenfassung der christlichen Glaubenslehre, und ich kann mir nicht vorstellen, dass diese besser „verkündigt" werden kann. Für einen bezahlten Geistlichen war es, um zu platzen vor Ärger. Trotz des hin und wieder vorkommenden Fehlers, dass er sich eines zu kanzelhaften Ausdrucks bediente — den er gleichwohl meistens in gewöhnliche, doch darum nicht platte Sprache übersetzte — nötigte der Mann mir Bewunderung ab. Er hatte das Talent, sein Talent so zu verbergen, dass ich wahrlich in Versuchung kam, ihm alles Talent abzusprechen . . . ein Mangel, den ich bisweilen höher schätze als die meisten Tugenden. Wahrhaftig, ich

*) N. d. Ü.: Ich übersetze hier und weiter unten in ein Platt, das Hochdeutschen noch Verstehen ermöglicht. Gleichwohl gebe ich unten öfter die Übersetzung. — Ik täuw = ich warte.

hätte dem Mann um den Hals fallen mögen. Er hatte Herz!

Von Ungehaltenheit über die weitgehende Nüchternheit seines Auditoriums war keine Spur zu entdecken. Und auch später, als der Kreis weiter wurde und er nicht nur Gleichgültigkeit gewahren musste, sondern durch allerlei Rumor gestört wurde, durch das Gezänk und Gestosse der demnächstigen Himmelsbürger, als sogar ein kleiner Flegel unter lautem Juchhei der Gemeinde die Heldentat beging, an dem Küchenstuhl zu rütteln, verlor er seine Ruhe nicht. Er sprach über die Güte Gottes, „der seinen eingeborenen Sohn nicht schonte“. Über die Verdienste dieses Sohnes, „in dem alle selig werden könnten“. Über die „Verstocktheit des Herzens“ . . .

Nun, das war ein Wort an der richtigen Stelle, denn gerade flog ihm eine halbe Nussschale an den Kopf. Doch nicht darüber klagte der Mann. Er behauptete, dass die Menschen ihre Herzen verhärteten, „um den Begehrlichkeiten dieser Welt anzuhangen, statt Jesu Christo, dem Seligmacher und dem Gekreuzigten . . .“

Als er die „Begehrlichkeiten der Welt“ berührte, fürchtete ich einen Augenblick, dass er auf dem verkehrten Wege wäre, da die Strassengemeinde nicht darnach aussah, als hätte sie sich übernommen an Wohlleben. Vielleicht erwartete er solchen Einwurf. Wenigstens kommentierte er seine Klage:

— Ihr werdet meinen, ihr machet keinen Miss-

brauch von den Gütern dieser Welt. Aber nun, denket ihr denn, dass dazu just Reichtum vonnöten ist? Die Hingabe an Trägheit, an Sinnlichkeit, das Übelreden, das Beleidigen eures Nächsten, das Beneiden der Wohlfahrt von anderen, Tagdieberei, der Missbrauch von Gottes Namen . . . dieses alles ist weltliche Lust! Der Herr hat versichert, dass sein Königreich geschlossen bleibt für jeden, der sich nicht bessert von solchen Fehlern. Und er selbst will euch dazu Kraft geben! Wer den Vater bittet in Seinem Namen um die Gnade . . . und so weiter.

Während er mit der ziemlich schwierigen Auseinandersetzung zu tun hatte, inwieweit wir selbst für unsere Seligkeit Sorge zu tragen haben, und welchen Dienst uns „Gottes Gnade“ in dieser Hinsicht erweisen kann — er drang darauf, es so wenig wie möglich auf diesen Bundesgenossen ankommen zu lassen, was mir sehr praktisch vorkommt — kam ein Trupp betrunkener junger Leute näher mit bunten Bändern an ihren Mützen. Sie teilten allen Passanten, so laut es ihnen möglich war, die interessante Nachricht mit, dass nun das Vaterland ruhig sein dürfte. Die Strasse war nicht breit und also ein Konflikt zwischen den Vaterlandsberuhigern und den Reisenden nach dem Himmel unvermeidlich. Unsere Ausgehobenen schmolzen mit der heilbegierigen Gemeinde zusammen und trugen reichlich das ihrige bei zur Vermehrung der bereits herrschenden Unordnung. Einige Nüsseverkäuferinnen hielten die Gelegenheit für günstig, ihre Waren an

den Mann zu bringen, und schlossen sich mit einem gellenden: „söss Ssenten de fiefuntwintig!“ *) der Gruppe an. Die alte Frau, die den Stuhl vermietet hatte, schien Ehre damit einlegen zu wollen, dass sie dafür sechs Stüber erhalten hatte. Sie erzählte dies zu wiederholten Malen den Umstehenden. Es sah so aus, als schämte sie sich ihrer Gegenwart an dem Orte und als fühlte sie nun Bedürfnis, sich zu entschuldigen. Von Zeit zu Zeit strafte sie die stossenden Kinder ab, und es schien, als ob sie über den für ihren Stuhl empfangenen Mietspreis hinaus sich des Diakonats bemächtigen wollte. Dies erwies sich mir besonders aus den Worten, mit denen sie vor ein paar kleinen Nachbarn die Ohrfeige beschönigte, die sie einem Knirps verabreicht hatte, dessen Wühlerei etwas weit ging.

— Dat is min Stohl, seg ick ju . . . de Mann hett doför betaalt . . . na, laat em quasseln . . . kiek — sie zeigte das Geld — sünst (holl din Mul, Jung!) sünst . . . eigenlich bin ick katholsch, aber ick seg: laat den Mann quasseln, immertau!**)

Dieses „sünst bin ik katholsch“ gefiel mir besser als das eroberte Vorsteheramt. Es konnte bedeuten: ich habe seine Strassenseligkeit nicht nötig. Ich „tu“

*) „Sechs Cents für fünfundzwanzig Stück!“

**) „Das ist mein Stuhl, sag' ich euch . . . der Mann hat dafür bezahlt . . . nun, lass ihn reden . . . sieh — sie zeigte das Geld — sonst (halt dein Maul, Junge!) sonst . . . eigentlich bin ich katholisch, aber ich sage: lass den Mann reden, immerzu!“

meinen Glauben in der Kirche. Ich „halte“ meinen Gottesdienst bei der Messe. Der Herr Pfarrer sorgt für den Rest, und also brauche ich mich mit diesen Sonderbarkeiten nicht aufzuhalten. Aber:

— Fief Ssenten . . . kiek!

Darin lag: ich verleugne meinen Glauben nicht, aber ich tue meine Pflicht als haushälterische Frau. Es lag Aufrichtigkeit in der permanenten Ausstellung dieses Stübers.

Aber dass sie sich da zum Herrn aufwarf über die Jugend, gefiel mir nicht. Dieses Recht erwarb sie nicht mit der Ausleihung ihres Stuhles! Ich dachte an die Verse: Hélas, est-ce une loi sur notre pauvre terre,
Que toujours deux voisins entr'eux auront la guerre?
Que la soif d'envahir et d'étendre ses droits
Tormentera toujours . . . Könige, Müller, Diakonen und alte Frauen, die Stühle vermieten für eine Strassenpredigt?

— Dor stickt hei mi, so wohr as Gott, de Tung ut . . . kumm her, Satan . . . ick will di all kriegen . . . dat is de Jung ut'n Groinkeller, de Satan . . .*)

„Also hat Gott die Welt geliebet, dass er seinen eingeborenen Sohn . . .

— Sin Broiders sind ok son Rackers! Ick seg 't an ju Mudder . . . seg, frag leiwer mal din Swester, wann se mi den Dubbeltje bringt för de Mütz, dei ick

---

*) „Da steckt er mir, beim wahrhaftigen Gott, die Zunge aus . . . komm her, Satan . . . ich will dich schon kriegen . . . das ist der Junge aus dem Grünkeller, der Satan . . .“

för se wuschen heww! Ick kann nich för nix arbeiden! *)

„Was hülfe es, so man die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

— Von Schaden kann ick nich leben . . . un denn mi noch de Tung uttosteken! Pass op, Smeerlappen!

„Alles, was lieblich ist und wohllautet! Wir sind hier auf dieser Erde nur für kurze Frist. Wir werden erwartet in den Wohnungen, die der Vater dort oben bereitete allen, die ihm dienen im Geist und in der Wahrheit . . .

Nach Hause, nach Hause,
Nach Hause gehn wir nicht,
Bis dass der Tag anbricht . . .

fiel hier der Chor der Ausgehobenen schreiend ein.

Der hoffnungsvolle Spross aus dem Grünkeller blieb bei dem Vergnügen, die alte Frau zu ärgern, die ihren Zorn nicht unbezeugt liess. Einer der Ausgehobenen schien seine vaterlandsrettende Karriere mit einem Angriff auf die Keuschheit der Nüsseverkäuferinnen eröffnen zu wollen, die ihre Tugend in der Form von Ohrfeigen offenbarten. Die betrunkenen Bengel rächten sich für die erlittene Niederlage durch ein „pa-

*) „Seine Brüder sind auch solche Racker! Ich sage es eurer Mutter . . . sag', frag' lieber mal deine Schwester, wann sie mir den Dubbeltje (Geldstück) bringt für die Mütze, die ich für sie gewaschen habe! Ich kann nicht umsonst arbeiten!"

tertje langs den kant"*) um die Stuhlvermieterin, die mit schriller Stimme ihr Eigentum zurückverlangte:

— 't is nu lang genoog (weg, Bengels!) denken Se, dat ick hier 'n ganzen Dag staan bliewen kann för min fief Ssenten?

Er war ein fideles Huhn,
Er war ein fideles . . .

— Laat mi los, Rackers! Min Stohl . . . 't is nu lang genoog . . .

Das nannte sie lange genug! Es war noch keine lebende Seele bekehrt! Aber die Ausgehobenen schienen es in diesem Punkte mit der Frau zu halten. Sie sangen:

Pater, du musst scheiden nun . . .

— Los, seg ick ju! Jü sünd Swiin! Wenn ick min Söhn man hier hadd . . .**)

„Den er dem Tode überantwortete, ja dem Tode am Kreuz . . .

Darfst es wohl noch sechsmal tun,
Sechsmal, sechsmal . . .

„Propheten und Apostel, die ihren Glauben besiegelten mit ihrem Blut . . .

— Fiefuntwintig för söss Ssenten!

„Ich bitte euch, als wenn Christus selbst durch mich bäte . . .

---

*) Niederländisches Volkslied von einem lustigen Paterchen.

**) „Los, sage ich euch! Ihr seid Schweine! Wenn ich meinen Sohn nur hier hätte! . . ."

Pater, küss' die Nonne nun . . .

— Smeerlappen! Laat los, seg ick ju . . . min Stohl!

„Lasst uns schliessen mit dem allerheiligsten Gebet!

Nach Hause, nach Hause,
Nach Hause gehn wir nicht . . .

„Unser Vater . . .

In de Ness, dor möt wi wesen . . .*)

„der du bist im Himmel . . .

Dor steit op de Dören schrewen:
Hier verköfft man Brandewin.

„Geheiliget werde dein Name . . .

— Min Stohl torüg, Gottverdammi!

Hurra, hurra!

„Dein Reich komme . . .

— Söss Ssenten de fiefuntwintig, da, nehm se weg förn Stüwer!

„Dein Wille geschehe . . .

— Nu sall ober de Düwel rinslaagen! Ick mutt min Stohl torüg hebben . . . weg, Jungs!

„Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben . . .

---

*) „Im Ness (Strassen- oder Ortsbezeichnung, auch in norddeutschen Städten, zum Beispiel Hamburg), da müssen wir sein, da steht auf den Türen geschrieben: Hier verkauft man Branntwein."

— Jü sall alltosam de Düwel holen . . . min Stohl!

„Und führe uns nicht in Versuchung . . .

Hurra . . . hurra!

„Denn dein ist das Reich, und die Kraft . . .

— Nehm se weg för'n Stüwer!

— Wenn hei nu nich oppholt, smiet ick em rünner!*)

„Amen! Frau, da haben Sie Ihren Stuhl wieder!"

Ihr Frommen . . . die ihr mich verdammen werdet wegen dessen, was ihr . . . verkehrt lesend . . . Profanation nennet, ich verdamme euch! Nicht ich begehe Sünde wider den heiligen Geist, der ich erfüllt war von Mitleid für den misshandelten Apostel, ich, der ich es bedauerte, nicht einen Augenblick glauben zu können wie er, um dafür das Recht zu erkaufen, mich an seine Seite zu stellen und die Hälfte zu tragen von seiner Schmach. Ihr seid feige Heuchler, die ihr wohl Gott, Christus und Seligkeit mit ihm teilen wollet, doch ihn ungeschützt dem Strassenpöbel überlasset, sobald er tut, was ihr selbst tun würdet, wenn Aufrichtigkeit wäre in eurem Glauben, sobald er an den Ecken der Strassen die frohe Botschaft verkündigt von der Erlösung . . . .
. . . .

*) „Wenn er nun nicht aufhört, werfe ich ihn herunter!"

Ich stehe Jesus näher als ihr, und sage euch, dass ihr Elende seid!

Rächet euch für dieses Urteil, indem ihr mich mit den Worten jener anderen Pharisäer für einen Gotteslästerer erklärt, weil ich in meiner Wiedergabe der Strassenpredigt wahr zu sein wagte. Ihr habt es doch längst gewagt, zu behaupten, dass ich Jesus schmähte in meinen Werken!

Nein, rächet euch nicht. Wahrlich, es gibt etwas besseres zu tun für euch. Werdet ehrlich und trachtet, lesen zu lernen.

Degradierung der Wörter.

So gänzlich anders war die Auffassung des Bandes zwischen Herrn und Sklaven bei den alten Römern, dass wir in unsere modernen Sprachen das Wort *Familie* als Andeutung von Blutsverwandtschaft hinübergenommen haben, während dieses Wort doch ursprünglich die Hausgenossenschaft bedeutete, mit Einschluss von Leibeigenen. Dass man in alter Zeit seine Sklaven misshandelte, ist wahr. Es ist ebenso wahr, wie dass gegenwärtig soviele Kinder misshandelt werden von ihren Eltern. Aber aus allen Schriftquellen ergibt sich, dass das Verhältnis zwischen

Herrn und Knecht, zwischen Ansehnlich und Gering zu früherer Zeit inniger war als bei uns, und vielleicht wäre es nicht unrichtig, das Wort *familiär* zu übersetzen mit: „so wie ein Diener (famulus) zu seinem Herrn spricht". So kann Tadel im Sprachgebrauch liegen, und bisweilen muss man die Sprache vergewaltigen, um lügnerische Sitten zu entschuldigen. Aus unserm Wort *schlecht*, das im sozialen Sinn bedeutete: *unansehnlich*, *nicht vornehm*, *ranglos*, hat die mädchenhafte Zimperlichkeit dieser Sitten ein naserümpfendes *méchant* gemacht. *Kerl* = mannbare Person, ein erwachsener, starker, tapferer Mann — vielleicht wie das Wort *Kraft* von der Sanskritwurzel *kr* = *wirken* (werken, arbeiten), malayisch: *kerdja* — ist festgewachsen an: *gemein*. Ja, dieses Adjektiv braucht nicht einmal dabei zu sein. Seine Bedeutung ist ins Hauptwort aufgenommen. Wer *wirken*, *werken* konnte, wer stark war, tüchtig, tapfer und fähig, seine Hände zu gebrauchen, musste eine *gemeine* Person sein. Es wäre „unanständig", dachten die Mädchen von der Höheren Töchterschule, die die Menschheit seit etlichen Jahrhunderten besucht. Das Wort *gemein* selbst fällt ganz unter diese Bemerkungen. *Commun*, *communis*, *ke-* oder *gemein*, *common* . . . überall hat dieser Klang nun die Bedeutung einer gewissen Degradation, während doch der ursprüngliche Sinn*) nur auf Abwesen-

*) Besser: „der frühere Sinn". Ursprung ist die Wurzel *km* oder *sm*, die (wie *cum* und *syn*) den Begriff *kommen*, *sammeln* ausdrückt. Daher die gleiche Bedeutung von *Kammer* und *Zimmer*.

heit von Rang deutet. Das Wort *Dieb* — altsächsisch *theof* — bedeutet nicht: jemand der *stiehlt*. Es ist ein Dienstknecht, ein Anhänger, einer vom Gefolge, ein Leibeigener, einer von niedrigem Range immerhin, aber darum doch kein Verbrecher. Der Gedanke *Verbrechen, Unehrlichkeit, Schande* bei all diesen Worten ist eine Erfindung des philiströsen Anstandes der Jahrhunderte.

Schon Horaz bemerkte, wie die Wörter ihre Bedeutung ändern. Aus dem Gesichtspunkt des Sprachstudiums ist diese Erscheinung nicht belanglos, doch es bliebe die Hauptsache, hierfür die physiologischen Gründe aufzuspüren. Die Frage kann zum Beispiel gestellt werden, warum die Wörter gewöhnlich im Range sinken und selten oder niemals im Ansehen steigen. Der letzte Satz des vorigen Abschnitts gibt davon eine teilweise Aufklärung, aber wir finden sonst noch Aufschluss. Ausser an einer gewissen Anständigkeit, die jedesmal etwas Niedriges oder Entehrendes zu finden meint in etwas, das früher als schicklich galt, leidet unsere Gesellschaft an einer gewissen Geistesarmut, die sich hinter hochgegriffenen Worten zu verbergen sucht. Die Folge ist, dass so ein Klang — denn mehr als Klang ist es in diesem Fall gewöhnlich nicht — alsbald via Hörsaal, Zeitungsgeschreib, Salon, Klub, Krug und Bordell mit ziemlicher Havarie in der Küche und auf der Strasse landet. Ich deutete mehrfach daraufhin, unter anderm in meinen „Spezialitäten“. Die Professoren, die zuerst

mit *ob-* und *subjektiv* herumwarfen, haben Grund zum Erstaunen über den Weg, den ihre Kraftausdrücke in kurzer Zeit zurücklegten.

Ist dies ein Zeichen von Kultur? Nein, nein, nein!

Es beweist nur, dass der Sprech- und Schreibepöbel sich an einem akademischen Klang aufzuwinden sucht. Und dies gelingt nicht. Ohne die geringste Erhöhung des eigenen Pegels ziehen sie den aufgefangenen Jargon aus höherer Sphäre nach unten, der denn auch den Konsumenten kleidet wie eine gestohlene Jacke.

Die Schuld liegt zum grossen Teil an den Führern. Wenn sie Vorstellungen, Ideen unters Volk brächten, würden ihre terminologischen Novitätchens — die uns gewöhnlich auf der alten Stelle lassen — nicht soviel Absatz finden. Jetzt jedoch muss man sich bei Mangel an Gedanken wohl mit einem Wort begnügen — keineswegs im Sinne eines *mot*, eines *bon mot*, eines Witzes — mit der einigermassen anders klingenden Benennung für Dinge oder Begriffe, die man vorher mindestens ebenso gut zu umschreiben, anzudeuten oder auszudrücken wusste.

Und wäre dies letztere auch nicht so, bestünde in „der Wissenschaft“ auch in der Tat das Bedürfnis nach einem neuen Ausdruck, man wähne nicht, dass dieser, herniederfallend unter die Gemeinde, seinen Wert behalte. Noch auch, dass er „die Wissenschaft“ selbst popularisiere. So lange Fachmänner nicht ge-

lernt haben werden, ihre reichere Kenntnis in verständlicher Weise zu äussern, so lange können sie versichert sein, dass sie nicht die geringste Ehre einlegen mit ihren Phrasen. Ich habe die Überzeugung, dass manchem Professor der Nationalökonomie, der Rechte, der spekulativen Philosophie die Haare zu Berge stehen würden, wenn er Zeuge der Misshandlungen wäre, denen die Hätschelkinder seiner spekulativen Beredsamkeit bei gewissen Gelegenheiten ausgesetzt sind.

Weite der Auffassung.

Die ganze Natur ist adelig, und wir haben weder das Recht noch die Macht, sie spiessbürgerlich in Stände einzuteilen. Richtigkeit, Brauchbarkeit, Zweckmässigkeit . . . all diese Eigenschaften, angewandt auf den geringsten Gegenstand, bekleiden den gleichen Rang wie dieselben Verdienste in Dingen, die uns bedeutungsvoller scheinen, und wer vorgibt, das Studium des scheinbar Geringen gering zu schätzen, verdient Geringschätzung wegen der Geringheit seines Studiums. Tugend ist sittlicher Schönheitssinn, in Logik offenbart sich die Frömmigkeit des Denkers, und ästhetische Entwicklung bringt die Gerechtigkeit mit sich, die das ‚suum cuique', das wir ja auf Personen nie anzuwenden gewohnt sind, auch dort, wo

es sich um **D i n g e** handelt, wohl zu beachten weiss. Also lösen sich die Eigenschaften von Verstand und Herz, zusammengehend mit Kunstgefühl, harmonisch auf in dies eine: Streben nach Wahrheit.

Die plumpe Gestalt der Amsterdamer Börse ist ebensosehr eine Lüge gegen die Forderungen der Schönheit und Zweckmässigkeit wie das Gerede in unseren Kammern gegen die Interessen des Volkes. Die Linien des gläsernen „Palastes für Volksfleiss" fluchen und wackeln wie betrunkene Nachtschwärmer. Die Kuppel scheint eine Geschwulst zu haben wie die schweizer Bergkretins. Das eine ist so unsittlich, so ungebildet, so ungesund wie das andere.

Und unsere Kirchen! Man predigt darin protestantisch, und der Widerhall ist . . . Unfehlbarkeit. Die Gewölbe rufen „O salutaris hostia", und der Prediger redet holländisch — so gut er's wenigstens kann.

Wer sich gewöhnte, solche schneidenden Kontraste nicht zu bemerken, wer sich verhärtete gegen die Pein, die dieser Mangel an Harmonie verursacht auf ein unverdorbenes Gemüt, verdarb sein sittliches Tastvermögen, und verliert das Urteil des Unterschieds auch in Dingen, die scheinbar nichts zu tun haben mit den Dingen, durch deren Berührung er sich verhärten liess. Wir gleichen hierin sehr dem Geburtshelfer, der meinte, ohne Schaden für seinen Beruf in seiner freien Zeit Holz sägen zu dürfen und Zither zu spielen. Das geht nicht!

Es geschah nicht ohne Absicht, dass ich soeben die Missgestalt von ein paar Amsterdamer Gebäuden mit sehr kontrastierenden Gegenständen verglich. Ich möchte ins Auge fallen lassen, dass die Ursache der gedachten Fehler überall dieselbe ist, gleichgültig, ob sie in Mauerwerk Form gewinnen oder sich in Volksbetrug offenbaren. Man kann versichert sein, dass mancher Ministerspeech, in Eisen übertragen, einen schiefen Eindruck machen würde, und dass es unter anderm keine passende Treppe geben würde, um sich in dem Gebäude unseres öffentlichen Rechtsgefühls nach oben zu arbeiten, wenn man diesen unglücklichen Gegenstand in Stein übersetzte. Unwahrheit, Unrichtigkeit, Mangel an Harmonie zwischen Erfordernis und Erfüllung wirken überall in gleicher Weise störend, verderbend, unsittlich.

Das haben wir den Spezialmännern zu verdanken!

* * *

Je länger, desto mehr gehen die Individuen auf in ihrem „Fach“, und das Menschsein wird Ausnahme.

Dies ist traurig.

Qui trop embrasse, mal étreint, gewiss! Ich verteidige keine sinnlose Verbröckelung von Gaben. Doch ebensosehr ist es wahr, dass man nicht zu Korrektheit des Urteils gelangt durch ein idiotisches Hinstarren auf einen allzu geringen Teil dessen, was uns

umgibt. Auf beidem, auf geistigem wie materiellem Gebiet, steht alles, was ist, in Verbindung mit etwas anderem, unmittelbar mit dem Zunächstliegenden, mittelbar mit dem Entfernteren. Bei der Beobachtung der Art der Dinge ist das Achten auf diese Beziehung unentbehrlich. Wer nur mit einer Lupe die Steine eines Gebäudes betrachtete, wird höchstens ein Urteil fällen können über die Art des Materials, das Gebäude als solches hat er nicht gesehen. Dafür ist ein weiterer Gesichtswinkel erforderlich, mehr Sehraum.

C'est mal étreindre que d'embrasser trop peu, schlage ich als Widerklang auf die zitierte Redensart vor. Die richtige Grenzlinie zwischen zu viel und zu wenig möge nicht zu ziehen sein, es wird dennoch wohl keine Weisheit darin liegen, dem Allergeringsten nachzujagen. Wir können freilich kein Sonnensystem umarmen, aber ein Sandkorn ebensowenig. Die Zeloten für das Nichtige, die Anbeter des Götzen Lapalie sind — auch nach dem Massstab ihres eigenen beschränkten Strebens — ebenso weit entfernt von der Wahrheit und vom Praktisch-Nützlichen, wie der verunglückte Hochflieger, der denn doch noch immer ein wehmütiges „in magnis voluisse“ anführen kann zur Beschönigung seines Fehlschlags. Wer zuviel will, erreicht nichts, wird gesagt. Dies ist unrichtig. Dieses Wollen ist ein Etwas, und nicht das verächtlichste. Das Mitleid mit dem gefallenen Adler schliesst nicht Hochachtung aus, doch eine strauchelnde Schildkröte ist lächerlich.

Unser Leben ist zu kurz, um auf alles zu achten, sagt man.

Unser Leben ist zu kurz, um „alles“ zu vernachlässigen, ist meine Antwort. Gerade die Wahrnehmung der Beziehung zwischen Allem und Allem ist nötig, um uns etwas von den Unterteilen begreifen zu lassen. Sittliche und intellektuelle Entwicklung — identisch mit Arbeit, Genuss und Tugend — ist Folge und Belohnung von anhaltender kritischer Vergleichung der Tatsachen, die die Natur uns zum Anschauen gibt. Wer den Blick von diesem Schauspiel abwendet, diese Punkte der Vergleichung keiner Aufmerksamkeit würdigt, und so die harmonische Entwicklung seiner Gaben vernachlässigt, schrumpft zusammen zu einem Tier, zu einer Maschine, zu einer Sache.

Der Stein liegt. Dies ist alles, was er kann . . . seine Spezialität! Wir wollen mehr sein, als so ein Stein.

Das Rad dreht sich. Es kann nicht anders . . . seine Spezialität! Wir wollen mehr sein als das Werkzeug, das sich so lächerlich eintönig bewegt.

Die Kuh frisst Gras, käut wieder, frisst wieder Gras, käut wieder wieder, bis sie geschlachtet wird. Das ist ihre Spezialität . . .

Excelsior, excelsior:

Die Berufung des Menschen ist, Mensch zu sein!

Was habt ihr aus der Welt gemacht, Christen!

Was habt ihr aus der Welt gemacht, Christen! Ich wende das Auge ab von der betrübenden Menschheitsgeschichte . . . die ihr obendrein noch verfälscht und umgepfuscht habt: ad majorem dei gloriam. Ich wende das Auge ab von der Geschichte, um es zu richten auf etwas, das ihr nicht verdrehen, nicht verkirchenvatern könnt, auf eure Familien, auf eure Frauen, auf eure Töchter. Was habt ihr daraus gemacht? Was habt ihr aus der Frau gemacht?

Um euch zu behaupten auf einem durch das Recht des Stärkeren eroberten Standpunkt, macht ihr tagtäglich eure Frauen zu Haushaltswerkzeugen oder Schlimmerem, und eure Töchter zu Caspar Hausers, zu Javanen. Ich erkenne, dass ihr eure Frauen noch schlechter behandelt, als eure Bibel vorschreibt, und dass nicht alles, was in bezug auf den gesunkenen Zustand der Frau zur Kritik herausfordert, auf Rechnung mosaischer oder apostolischer Vorschriften zu setzen ist. Nirgends lese ich: „Lass deine Frau dumm bleiben", oder: „Sorge, dass deine Töchter kein Begehr schöpfen aus Wissenschaft". Aber es steht doch: „Ihr Frauen, seid untertan euren Männern." Und diese Untertänigkeit einmal angenommen, folgt der Rest von selbst. So lange in Südamerika die Sklaverei besteht, so lange werden auch natürlicherweise die Sklaven-

halter ihren Sklaven das Lesen verbieten. Die Vorschrift der Untertänigkeit rechtfertigt zugleich die allein möglichen Mittel, durch die sie bestehend erhalten werden kann.

Das steht ja da, dass die Frauen untertänig sein müssen. Bis wie weit? Wo ist die Grenze? Das steht da nicht, es wird nicht gesprochen von Grenze. Der Apostel überlässt das der Diskretion der Herren.

Und wäre dem auch nicht so, besieh sie dir einmal gut, diese Herren der Schöpfung, die Männer. Geh ihnen nach in ihrer Diskretion, in ihrem nichtigen Streben, in ihrer Beschränktheit, in ihrer Unkunde, ihrer Feigheit ... und frage dich dann, ob es gebührend und gerecht ist, dass die andere Hälfte der Menschheit so mir nichts, dir nichts dieser Hälfte untertan sein muss?

Die Forderung der Männer in diesem Punkte zeigt schon, dass diese Forderung unbegründet ist. Um Herr zu sein auf dem Gebiete des Sittlichen, müsste man mit Verständnis für Gerechtigkeit beginnen, und es ist ungerecht, die Frau als solche unter den Mann zu stellen. Denkt euch nur: Cornelia, Sappho, Charlotte Corday, de Staël, Beecher-Stowe unter dem ersten besten dummen Jungen!

Aber wer soll dann herrschen? Die Antwort ist sehr einfach: es wird nicht geherrscht.

Gut! Aber wem kommt der meiste Einfluss zu?

Nun ... dem, der ihn verdient.

Nochmals gut, aber ... wer verdient ihn?

Wer am meisten entwickelt ist als Mensch. Die Geschlechtsteile haben hiermit ebenso wenig zu tun wie die Farbe des Haares.

Aber . . . wenn demjenigen oder derjenigen, der oder die am meisten entwickelt ist als Mensch, es nicht gelingt, den Einfluss zu gewinnen, der ihm oder ihr zukommt?

Dann zweifle ich an dieser vorgeschritteneren Entwicklung und rate ihm oder ihr ernsthaft an, sich weiter zu entwickeln.

Ich stelle mir die Aufgabe, einige Betrachtungen dem Zustande der Frauen in unserer Gesellschaft, besonders vor oder ohne Ehe, zu widmen.

Die Bewohner eines Landes sind nicht frei oder unfrei durch das Gesetz. Das Mass von Freiheit wird bestimmt durch die Sitten.

Frankreich ist unter Napoleon nicht frei, sagt man, und wenn man seine Gesetze liest, scheint diese Meinung nicht so ganz unbegründet. Aber der Bewohner Frankreichs bewegt sich trotz dieser Gesetze freier als ein Niederländer.

Wenn wir die Anzahl und die Wichtigkeit unserer Handlungen, die vorgeschrieben oder verboten sind durch das Gesetz, vergleichen mit all den Taten, die wir gezwungen durch die Sitten verrichten oder unterlassen, so werden wir sehen, dass wir mit dem Gesetz eigentlich sehr wenig zu schaffen haben und dass sein Einfluss auf unser Tun und Lassen sehr

unbedeutend ist im Verhältnis zu all den Dingen, die bestimmt werden von Brauch, Gewohnheit und Schlendrian.

Kein Gesetzgeber, und geböte er über zehnmal mehr Soldaten als die Anzahl von Einwohnern eines Landes, würde zu befehlen wagen, was nun die Sitten vorschreiben. Und umgekehrt, wir beugen uns unter Sitten, die wir nicht annehmen würden, wenn sie von einem Gesetzgeber vorgeschrieben wären, wie mächtig er auch sein möge.

Die politische Freiheit, die wir zum Beispiel in den Niederlanden wirklich besitzen, nützt uns wenig, da sie erdrückt wird unter einem Haufen von Land-, Stadt-, Dorf-, Nachbars-, Haus- und Familienbräuchen, die uns in der Tat zu den Chinesen Europas machen.

Politische Freiheit ist eine gute Sache, aber es ist nicht der Mühe wert, sie einem Volke zu geben, das sich selbst in Banden legt, wo es nicht nötig ist.

Was nützt es, einem Vogel seinen Käfig zu öffnen, wenn das arme Tier dumm genug war, seine Schwungfedern auszuziehen, oder wenn es zum Fliegen keine Lust hat?

Um Einfluss auf die Gesetze zu haben, ist es genug, dass man Minister wird oder Mitglied der Kammer. Um etwas in den Sitten eines Volkes zu ändern, muss man mehr sein als das.

Es ist leichter, eine neue Steuer aufzuerlegen, als zum Beispiel die hässlichen runden Hüte der Männer abzuschaffen. Der grösste Tyrann würde den Mut

nicht gehabt haben, diese Dinger einzuführen. Und wenn er es gewagt hatte, so wäre sicher ein Aufstand ausgebrochen.

Kein Gesetz war je so kleinlich und barbarisch wie die Sitten. Ein Übeltäter wird mit Gefängnis bestraft: so und so lange, sagt das Gesetz ... die Sitten fügen hinzu: lebenslängliche Verachtung. Das Gesetz spricht von Einwohnern ... die Sitten von Untertanen. Das Gesetz sagt: der König ... die Sitten: Seine Majestät. Das Gesetz stellt die Wahl frei in der Kleidung ... die Sitten schreiben solche Kleidung vor. Das Gesetz schützt die Ehe in ihren bürgerlichen Folgen ... die Sitten machen aus der Ehe ein religiöses, sittliches — das ist: sehr unsittliches Band. Das Gesetz, wie sehr es auch die Frau misshandelt, betrachtet sie niedrigstenfalls doch noch als Minderjährige oder als jemanden, der unter Kuratel steht ... die Sitten machen die Frau zur Sklavin. Das Gesetz gestattet, dass man natürlich zur Welt kommt ... die Sitten quälen, verfolgen, misshandeln das Kind, das ohne Pass ins Leben tritt. Das Gesetz hat bestimmte Rechte für die unverehelichte Mutter, mehr sogar als für die verehelichte ... die Sitten stossen diese Mutter aus, strafen sie, verdammen sie. Das Gesetz spricht von Kindern, was die legitimen Anteile angeht ... die Sitten machen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen, was das Mass der Erziehung und des Unterrichts betrifft. Das Gesetz lässt weder zu noch fordert es

Besteuerungen anders als in bestimmter Weise festgestellt, mit bestimmter Fürsorge . . . die Sitten lassen uns Tribut bezahlen an Eitelkeit, Dummheit, Fanatismus, Aberglauben, Gewohnheit, Betrug. Das Gesetz behandelt wohl die Frauen als minderjährig, doch hindert es nicht — wenigstens nicht direkt — ihre Entwicklung . . . die Sitten zwingen die Frau, unwissend zu bleiben oder, wo sie es nicht ist, unwissend zu scheinen. . . . !

Das Gesetz drückt hin und wieder, die Sitten immer.

So dumm ist kein Gesetz, dass nicht Sitten dümmer wären.

So grausam ist kein Gesetz, dass nicht Sitten grausamer wären.

Welches Gesetz gebietet die Verwahrlosung der Erziehung eurer Töchter? Welches, dass ihre eure Frauen zu unbesoldeten Haushälterinnen macht? Das tun die Sitten.

Welches Gesetz schreibt euch vor, eure Kinder zur Schule zu schicken und ihre Erziehung gegen Quartalsmiete einem andern zu übertragen? Das tun die Sitten.

Wo ist das Gesetz, das euch zwingt, euren Nachwuchs chloroformieren zu lassen mit Lehren, die nichts taugen? Das tun die Sitten.

Wo wird euch verboten, den Euren Genuss zu geben? Wo befohlen, dass ihr sie plagt mit Kirchengehen, Predigtkauen, Katechisation und Übung in allerlei Dingen, die sie nicht nötig haben, weil sie nicht bestehen? Das tun die Sitten.

Wo stehet geschrieben, dass ihr den Euren einen „Glauben“ aufdringen müsst, den ihr selbst seit langem aufgegeben habt? Das tun die Sitten.

Wo ist bestimmt, dass deine Frau nicht mitreden soll über die Interessen deines Hauses, die doch auch ihre Interessen sind, und über die Interessen ihrer Kinder? Das tun die Sitten.

Wo wird vorgeschrieben, dass ihr eure Tochter vor die Türe setzen sollt, wenn sie euch ein Kind zeigt, das die Frucht ist der Liebe, der Überrumpelung . . . ja, wäre es auch nur die Frucht der Lust und des Leichtsinns? Das tun die Sitten.

Wo endlich ist bestimmt, dass ein fades, erbärmliches „Das ist so der Brauch!“ rechtlicher Grund sein sollte, da schonend zu sein, wo die höchsten, allein heiligen Gesetze des gesunden Verstandes geschändet werden? Das tun die Sitten.

Was macht ihr aus unseren Töchtern, o Sitten! Ihr zwingt sie zum Lügen und Heucheln. Sie dürfen nicht wissen, was sie wissen, nicht fühlen, was sie fühlen, nicht begehren, was sie begehren, nicht sein, was sie sind.

„Das tut kein Mädchen. Das sagt kein Mädchen. Das fragt kein Mädchen. So spricht kein Mädchen.“

Darin liegt das A und O der ganzen Erziehung. Und wenn dann so ein armes, eingeschnürtes Kind glaubt, stille hält, gehorsamt . . . wenn sie gänzlich unterworfen ihre liebe Blütezeit verbracht hat mit Beschneiden und Kappen, mit Ersticken und Schwächen von Lust, Geist und Gemüt . . . wenn sie, gehörig

verunstaltet, verrunzelt, verdorben, ganz brav geblieben ist — das nennen die Sitten brav! — dann hat sie allenfalls die Aussicht, dass dieser oder jener Lümmel kommt, ihr den Lohn anzubieten für so viel Bravheit, indem er sie anstellt als Aufseherin über seinen Leinenschrank, als von ihm monopolisierter Patentapparat, sein ehrwürdiges Geschlecht zu erhalten. Es ist gewiss der Mühe wert!

Wenn also dann so ein Mädchen ganz zusammengehutzelt brav ist, hat sie die Aussicht, zu heiraten. Herrliche Bestimmung! Sie, die früher mit Baumwolle — und kindlicher Untertänigkeit — die Strümpfe ihres Papas stopfte, darf fortan mit echt weiblicher Untertänigkeit — und mit Baumwolle — die Strümpfe dieses jungen Mannes stopfen. Die Baumwolle wird im Winter Wolle, doch die Untertänigkeit bleibt Untertänigkeit in allen Jahreszeiten bis in alle Ewigkeit ohne Amen.

Und sie darf mehr! Sie darf die Strümpfe der Kinder dieses jungen Mannes stopfen. Auch darf sie diese Kinder säugen, wiegen, versorgen. Ja, sie darf im Wochenbett sterben.

Auch darf sie nun — denkt nur diese Freiheit! — die sie zu Hause vor elf Uhr ins Bett musste, wie es einem anständigen Kinde zukommt, sie darf nun die ganze Nacht aufbleiben. Sie darf wachen vor dem Bettchen des Kindes von dem jungen Mann.

Und mehr noch. Des Morgens darf sie ihn fragen, ob er gut geschlafen hat. Sie darf ihm das Frühstück bereiten, ehe er „ins Geschäft“ geht.

Und wenn er nach Hause kommt, darf sie zufrieden sein mit den „Hms“ und „Jas“ und „Sos“, die Papa übrig behielt von dem an die „Geschäfte“ oder an den Klub verschwendeten Kapital von Papas Geist und Gemüt.

Und sie darf zuhören, wenn Papa spricht, und schweigen, wenn Papa knurrt, und Papa mit Kastanienöl reiben, wenn er rheumatisch ist. Und sie darf, wenn Papa mit ein paar Freunden sich unterhält über all den Jux, den sie vor ihrer Verheiratung hatten, ihr Kämmerchen aufsuchen, um da nachzugrübeln über die glänzende Belohnung ihrer Tugend.

Doch ich will nun reden über unbelohnte Tugend, über Mädchen, die nicht heiraten, über die, die nicht Gnade fanden in den Augen des jungen Mannes.

Die Natur ist wohltätig. Sie muss wohltun in allem, was sie tut, weil nicht wohltun ihr Todesurteil sein würde. Die mindeste Abweichung von ihrer Pflicht, vom Gesetze der Notwendigkeit, würde in furchtbar zunehmender Progression auf Verwirrung des Ganzen hinauslaufen, auf Selbstmord. Die geringste Verletzung der Art der Dinge hat — nicht sofort, doch wohl bald und schnell — die Verwirrung aller Dinge zur Folge. Diese Verwirrung läuft insofern auf Vernichtung hinaus, als man sagen kann, dass etwas nicht besteht, wenn man entweder von der Summe seiner Eigenschaften etwas abzieht oder diese Eigenschaften selbst vernichtet. Was eins ist. Denn die Vernichtung einer Eigenschaft bewirkt — wieder

in unendlich schnell zunehmender Progression — die Vernichtung aller Eigenschaften, und etwas ohne Eigenschaften ist nichts.

Die Natur in ihrer Wirkung ist im vollkommensten Sinne einfach. Sie hat nämlich nur ein Mittel, das zugleich Zweck scheint: Anziehung. Alles, was besteht, hat Neigung zum Zusammensein, zum Vereinigen, zum Ineinanderschmelzen, zum Einssein.

Mit dieser Neigung wird auch der Mensch geboren. Ich übergehe nun all die übrigen Erscheinungen, die sich daraus ableiten, um mich bei der Liebe aufzuhalten, der Hauptemanation des allgemeinen Gesetzes, das nirgends so deutlich wahrgenommen werden kann als im Geschlechtsleben. Wie man auch — stets mehr oder minder willkürlich — die Liebe einteile in Arten, überall nimmt dieses Hauptgesetz die vornehmste, vielleicht einzige Rolle ein. Und nirgend anderswo liegt die Notwendigkeit dieses Gesetzes uns so deutlich vor Augen. Wohl nehmen wir die „Anziehung“ in allem wahr, doch nicht überall, ja nirgends zeigt sich so deutlich die Notwendigkeit bei dieser Neigung. Wer sieht, wie zwei Atome sich vereinigen, kann noch immer leugnen, dass diese Vereinigung Zweck oder aufzuweisende Folgen hat, erkennt er auch die Tatsache an. Aber die Neigung bei dem Individuum des Tierreiches zum Anhängen, zum Zusammensein, zum Einssein bringt den Beweis ihrer Notwendigkeit mit sich. Jeder sieht

ein, wie Nichtvereinigen hier synonym sein würde mit Vernichten.

Ich vermute, dass diese Synonymität überall besteht und dass sie nur im Geschlechtsleben bequemer wahrzunehmen ist.

Unter dem Einfluss des Gesetzes der Anziehung stehen also auch unsere Töchter. Ich nehme Abstand von allen — meistens erfundenen und zum Schein angenommenen — Unterscheidungen in der Art von Anziehung. Dieser spricht von Sinnlichkeit, jener von Reinheit. Hier wird Tugend genannt, dort Liederlichkeit. Man hat allerlei Lieben erfunden: geistliche, erhabene, niedrige, tierische, sentimentale, grobe, feine, schickliche, schändliche, erhebende, reine, erniedrigende, sinnliche und platonische Lieben . . .

Dehnt die Unterscheidungen, übrigens meistens eitle, so weit ihr nur wollt, aus, überall bleibt die Hauptsache: Liebe, das ist: Anziehung, Neigung zur Vereinigung.

Wo nun dieser Neigung der Wille gelassen wird — sittlich und materiell — da kann das Mädchen seiner Bestimmung genügen, das ist: Mensch sein.

Wo fortdauernd dieser Neigung Widerstand entgegengesetzt wird, kann das Mädchen nicht seiner Bestimmung genügen.

Wir haben Sitten erfunden, wir geben ihnen praktische Geltung, wir behaupten, dass wir sie in Kraft erhalten müssen . . . Sitten, welche in anhaltendem Widerstreit mit dem Hauptgesetze der Natur stehen.

Wir meinen dieser Natur in ihrem Streben entgegenarbeiten zu müssen. Wir wollen sie zu Stillstand zwingen, wo sie Bewegung heischt. Zu Alleinsein, wo sie nach Verbindung lechzt. Zu Scheidung, wo sie auf Vereinigung dringt. Wir dringen es uns als Pflicht auf, diese Natur zu verletzen.

Diese Verletzung — oder den fortgesetzten, fruchtlosen Versuch in dieser Richtung — nennen wir Tugend.

Unsere ganze Aufziehung der Mädchen ist ein mordtätiger Aufstand gegen das Gute.

Aber fruchtlos ist dieser Versuch! Die Natur lässt sich nicht zurückhalten. Es gibt ein Sprichwort im Lateinischen, das von der Natur sagt: „Jage sie weg mit einer Heugabel, sie kommt doch wieder!“

Ja, doch kommt sie wieder . . . aber die Wunden der neidischen Forke hat sie empfangen. Diese Wunden bluten, schwären, fressen wie Krebs . . . und das arme Kind, das wir zum Versuchsobjekt unserer Heugabelbravheit machten, verzehrt sich, schwindet und stirbt als ein Schlachtopfer — eins von den tausenden, die wir jahrein jahraus mit frommer Grausamkeit dem Minotaurus unserer Sitten vorwerfen.

Richtig: Minotaurus! Es ist ein vielschlächtiges Wesen mit einem Maul wie eine Predigerbibel und mit einem riesenhaften Strickstrumpf als Hinterleib, der ausläuft in eine Sticknadel. Und der Name des Ungeheuers ist: Hysterie!

Es frisst Mädchen, Mädchen, immer Mädchen ...

Und wenn ein Theseus kommt, der dem hässlichen Tier aufs Haupt schlägt, so nennt ihr diesen Theseus einen schlechten Kerl.

Eltern, die ihr eure Kinder lieb habt, dürft ihr die Bundesgenossen dieses Tieres sein? Dürft ihr ihm seine Beute zurichten, entgegenschicken, in den Rachen werfen?

Oder ist es Pflicht, eure Töchter zu schützen vor seiner Fressgier?

Mit eurer feigen Sittlichkeitskomödie will ich nichts gemein haben. Ich sage euch, dass ich kämpfen werde gegen den Minotaurus, mit oder ohne eure Hilfe. Das gebietet mir meine Sittlichkeit!

Und ich werde siegen, das versichere ich euch! Rechnet darauf, dass sehr viele Ariadnes mir das Leitgarn gaben und geben werden, um mich gehörig herauszufinden aus dem Labyrinth!

Ich werde siegen! Denn ich werde das Doppeltier herausholen aus seinen gewundenen Gängen und es hervorschleppen auf mein Gebiet: ans Licht!

Ich werde es zwingen, sein Lügenhaupt abzuwenden, wo ich ihm mein Schild vorhalte: die Wahrheit!

Ich werde es verdammen und verurteilen lassen zum Untergang, indem ich mich berufe auf meinen Kampfrichter: das Menschliche im Menschen!

Ich werde es umbringen mit ein paar Schlägen von meinem Schwert: dem Wort!

Eltern, die ihr so erpicht seid auf den Seelenmord eurer Töchter, verbietet ihnen, meine Worte zu hören ...

Eltern, die ihr euch erniedriget zu Schlächtern und Küchenjungen für die Tafel eines Ungeheuers, sagt es nur frei eurem Schlachtvieh, dass ich der Drache bin, der es verschlingen will, warnet ruhig eure Kinder vor meinem Einfluss ...

Ich rufe euch auf, mir diesen Einfluss zu entwinden.

Ich rufe euch auf, zu bewirken, dass eure Nachkommenschaft mich scheue.

Ich rufe euch auf, es zu verhindern, dass über zehn Jahre oder früher schon meine „Ideen" das dumpfe Haus umwerfen, das ihr mit blutbefleckter Hand zusammengekittet habt aus den Materialien eurer dummen, gotteslästerlichen, barbarischen Sittlichkeitsbegriffe.

Um sicher zu sein, dass die Mädchen lesen werden, was ich sage — denn zu ihnen will ich reden und nicht zu den verbibelten oder verbürgerten Eltern — um dessen sicher zu sein, muss ich erst meine „Ideen" auf den Index der verbotenen Bücher setzen lassen. Ich will Einfluss haben, und wo es mir an Talent oder Kraft gebricht, rufe ich, um diesen Einfluss zu gewinnen, die Hülfe des Verbots an.

Diese Taktik habe ich gelernt von einer Freundin ... der Natur. Auch sie wirkt kräftiger in dem Masse, als ihr Hindernisse bereitet werden.

Anästhesie.

Jeder weiss, wie das Starren auf einen Punkt die Augen blendet, wie das allzu lange Fortsetzen eintöniger Arbeit stumpfsinnig macht, wie das unaufhörliche Vor- oder Nachsagen desselben Klanges uns in Schlaf wiegt, und so weiter. Ist also das Murmeln von Gebeten etwas anderes als eine Schule der Unterwürfigkeit?

Es gelüstet mich, eine ganze Bande von Feinden zu Zeugen für diese Behauptung zu bekehren, und darum will ich versuchen, eine Seite lang Protestant zu sein. Damit die Anstrengung nicht zu beschwerlich sei, wird die Druckerei ersucht, nicht eng zu setzen.

Liebe Mitprotestanten, wir finden die Katholiken dumm, nicht wahr? Wie ist es möglich, fragen wir, dass man all die Ungereimtheiten, die in ihrer Kirche gelehrt werden, dem Verstande aufdrängen kann? Ein Besuch in einem katholischen Bethaus wird uns Antwort geben auf diese Frage, und wir wählen dazu diesmal am liebsten einen Augenblick betäubender Vorbereitung. Über die Anwendung der Kunst durch das Wirken auf die Sinnlichkeit hoffe ich bei einer anderen Gelegenheit zu sprechen. Damit man nachher mit Musik, Gesang, Weihrauch, Bildsäulen und Malereien die Sinne gehörig einnehmen kann, muss erst das Urteil wehrlos gemacht werden.

Wir treten also in die Kirche ein, während kein Gottesdienst ist.

Sieh da drüben das alte Männchen, knieend auf einem Betschemel. Alles, was sich in ihm biegen kann, ist gebogen. Nacken, Rücken, Kniee, Ellbogen, Handgelenk, Finger, Daumen . . . ich bin überzeugt, dass er auch die Zehen krümmt, hab' aber keine Lust, es zu untersuchen.

Und sein Herz? Davon weiss ich nichts. Ich vermute, dass es wenig teilnimmt an dem allgemeinen Krümmmanöver.

Auch die wenigen Haare, die dem armen Teufel übrig blieben, krümmen sich nicht. Sie hängen glatt über die Hände, darauf das gesunkene Haupt ruht.

Und die Lippen bewegen sich. Sie flüstern. Sie sprechen zu Gott.

Was sie sagen? Ein oberflächlicher Beurteiler würde auf die Idee kommen, dass es ein Geheimnis zwischen den beiden bleiben müsste.

Aber wir wissen es besser. Wir lasen die Büchelchen, darin alles gedruckt steht, was der Mann erzählt. Er murmelt hundertmal hintereinander dasselbe. Sein Seelsorger hat ihm einige Aves aufgegeben, um der furchtbaren Wirkung entgegenzuarbeiten von dem verbrecherischen Stückchen Wurst . . . am vergangenen Freitag! Oder ein paar Dutzend Credos, um das widerspenstige Gemüt zu strafen für eine unbescheidene Frage . . .

Falsche Vermutung! Der Mann ist zu alt, zu

verkircht für so ein Verbrechen. Nehmen wir an, dass sein Enkelkind unzufrieden war mit Genesis und Erlösung, und dass der alte Schwachkopf Busse tut für die Verwahrlosung der Zucht.

Vielleicht bestahl er auch die Kasse seines Herrn um einige Pfennige, und liquidiert nun — das unehrlich erworbene Gut zurückgebend, das muss ich anerkennen! — die Rechnung mit ein paar englischen Grüssen . . .

Ach, was kommt's darauf an, was er verbrach! Wir sind nun einmal so gemacht, dass immer etwas an uns hapert, und es müsste schon ein ganz dummer Pfarrer sein, der nicht stets Gelegenheit fände, seine Patienten mit etwas Zerknirschung zu behexen. Sind nicht immer Seelen zu erlösen aus dem Fegefeuer? Bleiben nicht viele unbekehrt? Leidet nicht der Heilige Vater an allerlei politischen Ungemächern? Logierte nicht unlängst noch — o Heiligtumsschändung! — Prinz Umberto auf dem Quirinal, als wenn's sich so gehörte? Wurden nicht dieser Tage aus der Kirche zu Wiesbaden alle Pretiosen gestohlen, sodass die Heilige Jungfrau beinah nackt steht . . . und noch, ich weiss nicht wieviel tausend Gulden an Peterspfennigen dazu? Kurzum, gibt's nicht immer viel zu beten, viel zu büssen?

Und würde auch der Beter selbst auf einmal makellos fromm, unterdrückte man auch das Fegefeuer, Prinz Umberto und alle möglichen Diestähle . . . würde nicht auch dann noch die Veranlassung zum Sichbücken,

Sichbeugen, Beten, Büssen und Sichbetäuben bestehen bleiben durch die Furcht, dass Gott uns durch weitgehende Sündlosigkeit versuchen wollte auf Hoffärtigkeit? Er ist dazu imstande. Dies wissen wir nun einmal aus der Genesis.

Wir sind vollkommen ruhig darüber, dass zu allen Zeiten etwas zu murmeln übrig bleiben wird für das alte Männchen mit glattem Haar . . .

Sieh, er ist fertig. Und — o Wunder! — er kann laufen. Als wir ihn da so ineinandergekrunkelt sahen, machte er den Eindruck eines Lahmen. Er läuft wahrhaftig. Doch sein Verstand blieb liegen. Dies ist klar für jeden Protestanten.

Die Tür piept . . . eine Weibsperson tritt ein mit einem Korb Wäsche. Sie ist Waschfrau. Mit einer Fixigkeit gleich Soldaten, die Gewehre zusammenstellen, setzt sie ihren Korb in eine Ecke und fällt auf den ersten besten Knieplatz nieder. In einer Minute ist sie fertig. Kaum hatte sie Zeit, unserm lieben Herrgott zu erzählen, dass . . . ja, was? Diese Waschfrau nimmt den Himmel mit Sturm. Sie scheint wenig tote Familie zu haben und weiss nichts von italienischen Kuckucken, die ihre Eier in ein geweihtes Nest legen. Auch ass sie keine Wurst zu verbotener Stunde. Vielleicht hatte sie keine!

Auch sie kann laufen, wahrhaftig! Fix nimmt sie ihren Korb auf und eilt damit weg. Sie geht ans Waschen, Steifen, Bügeln . . . die Seele ist klar. Ein elendes Halskrägelchen kostet sie mehr Mühe als die ganze Seligkeit.

Jene alte Frau dort ist beschäftigt, einen Sohn zu retten aus den Klauen des Satans. Der Junge ist liederlich und „tut“ schon seit drei Ostern seinen Glauben nicht. Es ist der Mühe wert, Aufhebens davon zu machen, und Maria muss schon recht eigensinnig sein, wenn sie keine Änderung bringt in solchen Stand der Dinge. Seit vielen Monaten sitzt die geängstigte Mutter täglich Stunden auf diesem Fleck, und betet . . . betet . . . betet! Sollte man nicht Lust kriegen, solchen unnützen Bengel auf Wasser und Brot zu setzen?

Was hat dieser Mann in der Kirche zu tun, der Mann, der da einen Umgang macht, jedesmal einige Minuten vor einem Bilde stillstehend? Er hat einen Laden — in Branntwein, wie es scheint, doch das hindert die Gottseligkeit nicht — und die Geschäfte gehn schlecht. Seine Konkurrenten schnappen ihm die Kunden weg. Zur Besserung hat er ein Mittelchen bedacht, das sicher helfen wird. Zwölf Paters täglich vor jeder Leidensstation „unsers Herrn“. Wir horchen:

— Und vergieb uns † . . . nach elf schliessen, Polizei . . . nicht in Versuchung † . . . Wasser in den Genever . . . unser Vater † . . . wenn es nur filtriert ist . . . Wille geschehe † . . . ich borg' nie wieder . . . Amen † . . . das ist dreimal! Unser Vater † . . . 's soll mich wundern, ob's hilft . . . von dem Übel † . . . der andre hat es auch getan . . . täglich Brot † . . . da starb sein Onkel . . . Erbschaft . . .

unsern Schuldigern † . . . 'n andermal auf Latein . . . und erlöse uns . . .

Nun, ich habe nichts dagegen. Liebe Geistesverwandte, ehrliche, poetische Protestanten, nennt ihr nicht mit mir all das Völkchen idiotisch? Und stimmt ihr nicht mit mir darin überein, dass das Mittel, all diese Leute zu all diesem sinnlosen Geplapper zu bewegen, hauptsächlich in diesem Plappern selbst gefunden wird? Wer's bezweifelt, mache die Probe mit sich und wiederhole hundertmal dieselbe Phrase. Er wird begreifen, dass der nicht Gewarnte durch anhaltenden Drill dieser Art den Verstand verliert.

Es sind wieder Fehler in meiner Skizze. Dieser letzte Kerl war nicht ganz sinnlos. Er behielt das Geschäft im Auge. Der Mann ist beinah reif, Protestant zu werden, Neuprotestant vielleicht . . .

Nun darf der Setzer seine Lettern wieder so eng zusammendrängen, als er Lust hat.

Die Unsittlichkeit der Belohnungstheorie in der Erziehung.

Ich gebe zu, dass Konsequenz liegt im Schenken einer „Handvoll Pflaumen" an den Jungen, der die

fünf, sechs Pflaumen in Ruhe liess, „wo man sie an dem vollhängenden Baum doch gar nicht vermisst hätte“. Gewiss, so ein Präsent ist sehr passend für den Knaben; er wird später, nach einem tugendsamen Leben, mit einem Hut voll Seligkeit im Galopp davonrennen.

So lehrt die Kirche, so lehrt van Alphen.*)

Oder sollte diese Konsequenz, recht betrachtet, nur in der Übereinstimmung zweier gleich verwerflicher Inkonsequenzen liegen?

So ist es!

Als die Menschheit Kind war, trachteten die Väter ihren Obstgarten gegen Naschlust zu versichern durch die Aussetzung von Prämien nach dem Tode. Diese Prämien waren enorm. Ewige Seligkeit für ein Augenblickchen Tugend! Welcher Tor würde töricht genug sein, keinen Gebrauch zu machen von so vorteilhaften Bedingungen? Wer würde nicht wie Hänschen . . .

Dennoch lehrt die Erfahrung, dass die tugendsamen Hänschens selten bleiben, und dass für uns noch immer, trotz des allzu günstigen Akkords, das Bedürfnis nach einer kräftigen Umfriedigung des Pflaumengartens besteht. Ja, selbst nach Fussangeln und Bewachung.

Woher kommt dies?

Für diese Frage schlage ich zwei Antworten vor. Das Hänschen von unserm van Alphen scheint seinen

*) N. d. Ü.: Alter holländischer Schriftsteller spiessbürgerlich-moralisierender Tendenz.

Papa als soliden Bezahler gelieferter Tugendhaftigkeit gekannt zu haben. Der kleine Pfiffikus spielte ein sicheres Spiel. Der Einsatz war gering — ein Augenblickchen Wartens nur! — und der Gewinn konnte ihm nicht entgehen.

Die Menschheit jedoch bezahlte zu allen Zeiten ihren Einsatz — ein gewisses Quantum Tugend — entweder mit Bedenklichkeit oder am liebsten überhaupt nicht, und die Ursache von dieser Unlust wird wohl darin liegen, dass sie weniger Vertrauen setzte auf die Väter, die die Prämie ausgesetzt hatten. Die unverhältnismässige Höhe derselben erweckt denn auch Argwohn. Es geht mit solchen Dingen wie mit Staatsanleihen, die weniger solide sind in dem Masse, als sie gegen niedrigeren Kurs auf den Markt gebracht werden.

Ein Toter, der bereits seit einigen Ewigkeitswochen die Seligkeit geniesst und sich der Aussicht auf Fortdauer solch himmlischen Wohlseins erfreut, muss zugeben, dass er billig zu seiner angenehmen Position gekommen ist . . . so billig, dass es dem Lebenden nicht übel gedeutet werden darf, wenn er an der prompten Bezahlung zweifelt. Wenn man mich selig machen wollte, würde ich aus purer Bescheidenheit danken. Mein bisschen Tugend — und ich finde mich doch gewiss nicht schlechter als andere — ist soviel Belohnung nicht wert.

Aber nicht allein Misstrauen in die Zahlungsfähigkeit der Glückversprecher hielt die Menschheit zurück vom

aufrichtigen Beitritt zu dem vorgeschlagenen Akkord. Es liegt in der Kirchentugendpredigerei selbst eine Anomalie, die ihrem eigenen Einfluss direkt im Wege steht.

Wer Belohnung zusagt für Gutsein, erreicht niemals sein Ziel. Man hört nicht darauf, man glaubt nicht, man handelt nicht nach dem Glauben, und in diesem Fall stösst der Kirchenmoralist seinen Kopf. Oder das Gegenteil geschieht, und . . . die Frommen halten eiligst den Hut auf, um die versprochenen Pflaumen in Empfang zu nehmen. Kann dies Gutsein heissen, oder ist dies Spekulation? Mich dünkt:

Wer Gutes tut,
Damit ein Gott ihm lohne, macht das Gute just
Zum Bösen, macht's zum Handel. Und wer Böses flieht,
Weil Gottes Ungnade er fürchtet, der ist . . . feig!*)

Gottesdienst ist also im höchsten Grade unsittlich, und es wird sich wohl daraus ableiten, dass sein Einfluss aufs Gutsein so gering bleibt, oder . . . richtiger, ganz negativ wirkt. Man wischt mit unreinem Tuch keine Schmutzflecken ab. Das System der Gottdienerei bringt die Fehler hervor, deren Ausrottung seine Aufgabe sein soll. Das Gefühl der Menschenwürde wird — und das ist erste conditio sine qua non einer Geneigtheit des Schöpfers zur Versöhnung — geknickt. Selbstvorwurf, moralische Kasteiung, Niedergeschlagenheit setzt man an die Stelle von edlem

*) N. d. Ü.: Aus Multatulis „Gebet des Nichtwissenden". Siehe meinen Biographie- und Auswahlband.

Streben nach Kraft, Freiheit, Glück. Die ewige Anbetung und Umschmeichelung eines „Vaters im Himmel“ — der sich N.B. die Mühe nicht nahm, sich seinen Kindern zu offenbaren! — macht uns zu niedrigen Hudlern, zu Duckmäusern und Heuchlern.

Ich nehme dies letzte Wort nicht im gewöhnlichen Sinne, und meine also hier nicht die Tartuffes. Nein, ich rede nur von denen, die in der Tat glauben. Ein Tartuffe betrügt höchstens ein paar arme Tröpfe, die dumm genug sind, sich recht grob foppen zu lassen, aber die aufrichtigen Gläubigen spielen den Tartuffe gegen ihren eigenen Gott. Und Gott muss dies seit langem wissen. Er wird doch nicht dümmer sein als Molières Orgon? Mich dünkt, ich höre ihn beim Anhören eines gut stilisierten, selbsterniedrigenden Gebetes murmeln: „O du kleiner Schmeichler, ich sehe wohl, worauf du hinaus willst, du legst es auf ein Stückchen von meiner Seligkeit an!“

Wenn ich Gott wäre, würde ich einen Widerwillen haben gegen die Frommen, und würde niemals jemanden selig machen, der mit ein bisschen Tugend und viel zudringlicher Bewerbung darum gedungen hätte.

Was nun weiter die Anwendung des Belohnungssystems auf die Erziehung der Kinder angeht, so habe ich eine kleine Erzählung in petto. Darin wird nicht vom Belohnen der Tugend, sondern von Strafe für Untugend geredet. Wir werden sehen, dass das eine so unsittlich ist, wie das andere und gewiss ebenso unpraktisch.

Van Alphen also hat vergessen, uns zu erzählen, dass sein schlaues Hänschen ein Vetterchen hatte, das so schlecht war, wie der andere brav. Der böse Vetter wurde ausgeschickt, Pfirsiche zu holen, naschte davon, und . . . erhielt einen Stich in die Lippe von einer Wespe, die sich in dem Pfirsich verborgen hatte, wahrscheinlich um im rechten Augenblick ganz gottesstellvertreterhaft als Rächer der geschundenen Tugendhaftigkeit aufzutreten. Peterchens Lippe schwoll an. Schmerz, Tadel und Strafe blieben nicht aus. Er versprach seinem Papa Besserung und — sich selbst: dass er niemals wieder Pfirsiche stehlen würde, bevor er nicht untersucht hätte, ob auch eine Wespe darin sässe!

Die Moral von meiner Geschichte?

Nun, sie ist unmoralisch. Mehr weiss ich nicht davon. Und von Hänschens Tugend oder der Gottesfürchtigkeit unserer Frommen auch nicht.

Am Anfang!

Woher kommt es, dass es uns leidlich gelungen ist, den Sinn der meisten griechisch-mythologischen Erzählungen zu zergliedern, und dass wir unseren eigenen Jehovah noch immer so platt buchstäblich auffassen?

Jeder Schuljunge weiss, dass der Streit zwischen Poseidon und Pallas Athene die sinnbildliche Darstellung der Vorteile des Friedens ist. Der Ölzweig erhält Vorzug vor dem Streitross. Die Verführung Danaës mit Hilfe eines goldenen Regens ist uns deutlicher, als die guten Sitten erlauben. Bei der hübschen Erzählung von den unangenehmen Dingen auf der Hochzeit der Eltern des Achilles weiss jeder, dass hier keine Rede ist von einem wirklich gemeinten Apfel. Das Eindringen in den Sinn dieser Parabel war so bequem, dass wir diesen Zankapfel hinübergenommen haben in unseren Sprachgebrauch, auch wo nicht das geringste Obst in der Nähe ist. Die Wahl des Paris, des leichtsinnigen jungen Manns par excellence, der dem Sinnlich-Schönen den Vorzug gibt vor Weisheit und Macht, hat wahrlich keinen Kommentar nötig, und auch die Moral von all den Unglücksfällen, die die Folge sind von diesem sehr jugendlichen und nicht sehr aussergewöhnlichen Fehler, liegt auf der Hand. Ein Kronos, der seine Kinder verschlingt, geht durchaus nicht über unsern Verstand. Auch begreifen wir ohne grosse Anstrengung Sanduhr und Sense. Wir selbst reden vom „Zahn der Zeit", ohne dabei ans Gebiss eines alten Gottes zu denken. Mit etwas gutem Willen verstehen wir die Bedeutung von Actaeons Tod. Der arme Junge, überrascht durch das verhängnisvolle Glück, Diana nackt zu sehen, wurde zerrissen von ungezügelter tierischer Leidenschaft: „von seinen eigenen Hunden". Gewiss, so ist es! In der Begier,

diese Wahrheit stark auszudrücken, verzeichnet der Dichter den Charakter der Göttin, die — eine Frau doch? — keine Ursache zu so giftigem Groll hatte, es sei denn, dass sie mager war wie die Adele in meiner Leichdorngeschichte.*)

Wir sind also aufgeweckt genug, um einen sehr grossen Teil der sogenannt profanen Mythologie zu begreifen. Warum wenden wir nicht ein gleiches Mass gesunden Verstandes an zur Entkleidung des biblischen Gottes, der biblischen Parabeln? Es wäre der Mühe wert! Die hebräischen Dichter, den Urmären ein wenig näher stehend, liefern mehr Stoff zum Nachdenken als die Griechen und Römer, vor allem die letzteren. Bei dem Zunehmen der literarischen Geschicklichkeit ging die Breite der Züge verloren. Feine Pinselbehandlung trat an die Stelle ursprünglicher Einfachheit, die naiv war und majestätisch zugleich.

Wer dies begreifen will, lege die ersten Verse unserer Genesis neben die Metamorphosen des Ovid . . . zwei literarische Prachtstücke! Mit Mühe bekämpfe ich die Lust, sie als solche zu kommentieren, und vielleicht tu ich's später. Für heute darf ich nicht weiter gehen als untersuchen, welche Antwort ein Lehrer dem Knaben geben muss, der nach dem Subjekt des Wortes ‚dixere' fragt, womit Ovid seinen fünften Vers beginnt.

Der Dichter nämlich erzählt, dass einmal, ehe See-

*) N. d. Ü.: siehe „Adele pluribus" in meinem Biographie- und Auswahlband.

oder Land bestand (‚ante mare et terras'), ein roher und formloser Klumpen war (‚rudis indigestaque moles'), darin alle Grundstoffe durcheinandergemengt lagen. Von diesem Klumpen gibt er eine Beschreibung — die auch zu allerlei Fragen Veranlassung gibt — nachdem er zuvor gesagt hat: ‚quem dixere Chaos'. Das nannten sie, das nannte man . . .

Wer nannte?

Es war weder See noch Land. Keine Sonne, kein Mond, kein Licht . . .

> Nullus adhuc mundo praebebat lumina Titan,
> Nec nova crescendo reparabat cornua Phoebe.

Die durcheinander wirbelnden, widerstreitenden Elemente bekämpften sich bis zur gegenseitigen Vernichtung. Sie verloren ihre Eigenschaften oder sahen deren Wirkung aufgehoben durch endloses Aufeinanderprallen. Jede Qualität ging in der entgegengesetzten auf. Alles war . . . es bestand nichts! Bewegung wurde durch Stillstand verboten, doch ewiger Wirbel hob die Unbeweglichkeit auf. Hitze bekämpfte die Kälte. Glut wurde durch kalte Nässe gedämpft. Trockenheit sog die Feuchtigkeit auf. Widerstand wurde durch das Weiche verdrängt, und Weichheit durch das Harte. Das Schwere hatte kein Gewicht, und das Leichte keine flüchtige Art . . .

> Frigida pugnabant calidis, humentia siccis,
> Mollia cum duris, sine pondere habentia pondus.

Alles war zusammengenommen Nichts, weil nichts es selbst sein konnte . . .

Und von diesem ungeschlachten Klumpen sagt der Dichter: ‚quem dixere' . . .

W e r sagte, w e r nannte? darf und muss eigentlich der Schüler fragen.

O, ich weiss, dass er es nicht fragt. Bereits längst verging ihm die Lust zu untersuchen. Gleich dem Bussgänger, der Erbsen mitträgt in seinen Schuhen, wird er beherrscht von ganz anderen Eindrücken als Begehr nach der Blume, die sich an seinem Wege zeigt. Der lateinische Schriftsteller ist ihm durch ‚partes' und ‚Skandierung' so unschmackhaft gemacht, dass selbst das Bewusstsein von möglichem Genuss verloren gegangen ist. Ovid scheint seine Genesis geschrieben zu haben, um i h m Modelle von Dactylen und Spondaeen zu liefern.

Doch — zeigt er sich auch bereits zu verschult, um einmal ausnahmsweise wissen zu wollen, wer bei solchem Wirrwarr gegenwärtig war, nüchtern genug, ihn zu beobachten mit genügender Kaltblütigkeit, dass er ihm einen Namen gebe — hat er dennoch nicht als S p r a c h s c h ü l e r Veranlassung, nach der tertia persona pluralis zu fragen, wodurch dieses ‚dixere' regiert wird?

Der Lehrer findet die Frage selbst nüchtern und sagt etwas von nicht buchstäblichem Auffassen, von dichterischer Freiheit, von dem Flug der Phantasie, von der dramatischen Notwendigkeit, all die ergötzlichen Geschichten, die nun folgen werden, mit einem passenden Beginn zu versehen . . .

Bei sehr wenig Nachdenken . . . doch dem Jungen,

der bereits verdorben wurde, noch zuviel . . . kommt dieser zu der Überzeugung, dass er viele Fragen tun könnte, worauf eine gleiche Antwort zu erwarten wäre. Auch ohne anderen Unterricht in Naturkunde, als ihm die Praxis gibt, sieht er ein, dass Kälte und Wärme zusammen Lauheit hervorbringen müssen, selbst wenn jene Eigenschaft etwas anderes sein könnte als der verhältnismässige Mangel an dieser. Leichtheit wird geringere Schwere bedeuten müssen, und so weiter.

Er begreift also, dass Ovid nicht auftritt und nicht angenommen werden darf als Geschichtsschreiber des Werdens, und er ist mit dieser Entdeckung vollkommen zufrieden. Sie gebiert ihm keine ängstlichen Träume und Verdammnis. Er fürchtet nicht, diesen oder jenen Gott beleidigt zu haben. Sein Unglaube oder seine Gleichgültigkeit drückt sein Gewissen nicht, und ohne grosse Erschütterung kehrt er zu ‚partes‘ und ‚Skandierung‘ zurück. Der einzige Verlust, den er erleidet, ist nur eine Art Gewinnausbleib. Man hat ihn nicht gewiesen auf die literarische Schönheit der ovidischen „Schöpfung“, was ja auch unnötig gewesen wäre, hätte man ihn nicht durch Übermass von Sprachkunde unfähig gemacht hat, diese ohne Hilfe zu entdecken.

Doch . . . da schlägt die Stunde der Katechismuslehre. Es erwartet ihn eine neue ‚moles‘. Ohne die mindeste Sprachwissenschaft vernimmt er nun: dass „die Erde wüste und leer war“, dass „es finster war

auf der Tiefe", dass „Gott das Licht schuf" und — danach! — „das Licht von der Finsternis schied"...

„Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht" . . .

Unser Schüler erinnert sich, dass unter den Fragen, die er soeben bezüglich seines Ovid zu stellen hatte — aber zurückhielt! — auch diese war: woher der Gott kam, der im einundzwanzigsten Verse mit einem Machtwort Ordnung brachte in die sonderbare Verwirrung?

Hanc DEUS et melior litem natura diremit,
Nam coelo terras, et terris abscidit undas,
Et liquidum spisso secrevit ab aëre coelo . . .

„Da machte Gott die Veste, und schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste.

„Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, dass man das Trockene sehe. Und es geschah also."

Circumfluus humor,
Ultima possedit, solidumque coërcuit orbem.

„Quem dixere" wiederum! Wer, wer nannte?

„Die Sammlung der Wasser nannte er Meer." Wer ist dieser „er"? Warum „nannte" er! Was gab's zu nennen? Mit welchem Zweck? Ging die Sprache dem Menschen vorauf? Mussten die geschiedenen Elemente einen Namen haben, bevor Wesen existierten, die Bedürfnis hatten nach diesen Namen,

zur Unterscheidung? Das Licht sollte „Tag“ heissen ... ein neuer Name wieder! Wer hatte vor dieser Zeit das Licht „Licht“ genannt? „Und es war finster auf der Tiefe.“ Was war „Finsternis“, bevor Licht war? „Das“ Licht ... „der“ Tag? Der Gott, der diesen Namen gab, reiste also nicht mit der Drehung der Erde, oder der Sonne ... nein, die Sonne kam später. Was ist, ohne diese Drehung, ein „Tag“?

Die Verwirrung, in die durch dies alles der Knabe kommen muss, sollte beinah denken lassen, dass Ovid mit seiner ‚rudis indigestaque moles‘ das Gehirn von einem Schüler gemeint hat, der zu gleicher Zeit die Metamorphosen verwerfen darf und die hebräische Genesis annehmen muss als Ausgangspunkt der Weisheit, die zur Seligkeit führt.

„Es war weder Urteil noch guter Geschmack. Alle Eigenschaften lösten sich in das Entgegengesetzte auf. Wahrheitssinn wurde vernichtet durch ‚partes‘, und Sprachkunde ging verloren in Frömmigkeit. Wer etwas begreifen wollte, fühlte sich gehindert durch Glauben, und der Genuss dichterischer Darstellung erstickte unter dem Druck der Skandierung. Die Majestät der Genesis schrumpfte zusammen durch Berührung mit Sündenfall und Erlösung, und der Verstand wurde erdrückt durch Überladung mit Finsternissen ohne Namen, die man bequemlichkeitshalber Licht nennt. Zweifel wurde verjagt durch Angst, und Sucht zu untersuchen durch Gewissheit des Unwahren. Die

Kirche frass die Schule auf. Die Schule verwüstete die Vernunft. Und die Naturkunde . . ."

Ja, sie ist die dea ex machina, die berufen ist, alles in Ordnung zu bringen. Und dies wird sie!

Neue Moral.

Mit all unserer Industrie, mit unserm Dampf, mit unserer Mechanik, mit unserer fabrikmässigen Teilung der Arbeit leidet die Mehrheit des Volkes Mangel. Mangel an Vergnügen, an Erholung, an Genuss, an Glück, an Brot . . . das ist, alles zusammengenommen: Mangel an Tugend.

Nichts ist unsittlicher als Armut, ihr Herren Himmelmoralisten! Wenn euer Gott darüber anders denkt — und es ist wohl möglich, denn er ist zum dümmsten imstande — dann nenne ich ihn einen Barbaren, das ist wiederum: keinen Gott!

*

Ich suche nach Zeichen von materieller Wohlfahrt. Diese verlange ich, und zwar nicht so sehr jetzt als Ziel unseres Strebens — wie sehr ich darauf auch als solches dringe — sondern als Zeugnis von rationell-praktischem Sinn, als erste Bedingung

sittlicher und intellektueller Gesundheit. Das schöne Desideratum bezüglich des Individuums: „eine gesunde Seele in einem gesunden Körper“, hat gleicherweise volle Geltung für die Gesellschaft, für eine Versammlung von Individuen. Der Gott eines Volkes in Lumpen ist kein Gott. Ein Gott, der beschämt dastehen muss wegen des materiellen Zustandes seiner Anbeter, ist kein Gott. Ein Gott, der kein Glück gibt, ist kein Gott!

Und ein hungerndes Volk ist ein barbarisches Volk, und könnte es tausend Gebetchen aufsagen, mit oder ohne Kreuzschlagen. Ein hungerndes Volk ist ein barbarisches Volk, und hätte es Milliarden „Herren“, ja — schlimmer als dies — hätte es auch nur einen: den tyrannischen, blutdürstigen, eifersüchtigen, wetterwendischen, unmöglichen Gott der Bibel.

*

Ja, ich dringe auf Unzufriedenheit! Ich wünschte, dass jeder durchdrungen wäre von der Lust zu geniessen, zur Verbreitung von Genuss, zu Tugend! Der Mann, der sich in elendem Leben dahinschleppt und — wo Besserung nicht durchaus unmöglich ist — sich still drin fügt, nenne ich nach meinem Religionsbegriff verbrecherisch. Es ist seine Pflicht, Mittel ausfindig zu machen und anzuwenden zur Erhöhung seines Standpunktes . . . excelsior! Zum Finden dieser Mittel, zu ihrer zweckmässigen An-

wendung ist Urteil nötig, Kenntnis, Eifer, Mut, Geduld . . . allzumal Eigenschaften, die uns anhaltend im grossen Buch der Natur gelehrt werden, aber die ebenso anhaltend durch „Gottesdienst“ unterdrückt werden. Im Zurückkehren zu dieser Natur besteht denn auch die wahre Sittlichkeit, die uns unterscheiden soll von Gläubigen, anderen Barbaren und Dachpfannen.

Der Gläubige mordet, raubt und misshandelt — ja, in Ausnahmefällen tut er es manchmal sogar nicht — weil sein Gott es will oder nicht will. In beiden Fällen ist die Triebfeder unsittlich.

Der Barbar ohne Glauben mordet, raubt und misshandelt — ja, in Ausnahmefällen tut er es manchmal sogar nicht, weil sein Gott es will oder nicht will. Dieser Gott heisst in solchem Fall Attila, ungezügelte Sinnlichkeit, Feigheit, Furcht vor Wiedervergeltung oder dergleichen. In all solchen Fällen ist die Ursache von Tat oder Enthaltung unsittlich.

Die Dachpfanne fällt uns auf den Kopf, „ohne zu wissen, was sie tut“. Wir vergeben es ihr — wenn wir den Schlag lange genug überleben, um die Zeit zu haben zu diesem letzten Bekenntnis unseres Glaubens (Lukas XXIII, 34). Ihr Vergehen ist nur unsittlich, insofern aller Mangel am positiv Guten eine Bosheit ist. Der Gottesdienst der Vernunft lehrt uns, dass sie in jedem Fall weniger streng zu verurteilen ist als die Unsitte, auf die ich in den vorigen Absätzen hinwies.

Denken.

Das Wort ‚Mensch' ist von einer Familie mit dem lateinischen ‚mens' = Verstand. Wir finden den gemeinschaftlichen Stammvater im sanskritischen ‚man', das ist: denken. Aber ich gebe zu, dass die Grundbedeutung wohl etwas in den Hintergrund geraten ist.

*

Wer denkt, kann nicht verloren gehen. Wer denkt, siegt. Das ökonomische Umgehen mit den Werkzeugen, die wir zum Denken nötig haben, ist also von grossem Gewicht.

*

Das Denken muss gelernt werden. Es gibt Hülfsmittel: Logik, Mathematik und so weiter. Es gibt viele tüchtige Lehrer in der Logik, die fehlerhaft denken, sobald sie meinen, dass ihre Logik, ihr „Fach" nicht im Spiele ist. Und mancher Professor der Mathematik folgert sehr unmathematisch ausserhalb seines Studierzimmers oder Hörsaals.

Dafür können Mathematik und Logik nichts. Der Fehler liegt in der Meinung, dass diese Dinge zum privaten Luxus der gelehrten Welt gehören.

*

Wir sind Denktiere, können denken und haben den Trieb, zu denken: sumus, ergo cogitamus. Denken ist unser Instinkt, unser Bedürfnis, unser Ruf, unser Wesen.

Aber ... auch Laufen ist uns angeboren, und doch besteht in der Art zu laufen ein grosser Unterschied. Der Junge, der achtzehn Jahre lang das Gehen in der Praxis übte, hat als Rekrut Unterricht im Gehen nötig. Dieser Unterricht hat den Zweck, ihn zu lehren, wie er die Gabe der Natur auf die vorteilhafteste Art anwenden muss. Sein Gehen muss verändert werden in Gutgehen.

Vielleicht hätte ich also sagen müssen: das Gutdenken muss gelernt werden.

Bevor ich nun die Hülfsmittel dazu — ausser Logik und Mathematik im eigentlichen Sinne — angebe, muss ich sagen, dass in keinem Fall diese Wissenschaften, in einem sehr allgemeinen Sinn genommen, entbehrt werden können. Jedes Wesen doch, das wahrnimmt, beobachtet, vergleicht, ableitet, analysiert, misst, wägt, urteilt und beschliesst ... in einem Wort: jeder, der denkt, braucht Logik und Mathematik. Und dies bleibt der Fall, hätte er auch niemals etwas gehört von den Benennungen, womit man diese Tätigkeiten des Geistes zu einem Spezialstudium gestempelt hat. So macht jeder, der sich bewegt, unwillkürlich Gebrauch von gymnastischen Hülfsmitteln, ohne just dabei die Wissenschaft von Vater Jahn oder Euler zur Anwendung zu bringen.

Die Hülfsmittel, um gut denken zu lernen — ohne die Schullogik und Schulmathematik also — sind negativer und positiver Art.

Das sehr notwendige ökonomische Umgehen mit unseren Geistesfähigkeiten muss sich zu einem grossen Teil in Enthaltung offenbaren. Zu freier Forschung — denn hierher gehören diese Bemerkungen — ist gewiss nötig, dass wir unsern Verstand nicht ertöten durch Alkohol, Unmässigkeit, bedingungslose Hingabe an das Sinnenverlangen, unnatürlichen Kampf gegen erlaubte Ansprüche der Sinnlichkeit, Glauben, Verfall an Leidenschaft.

Unter den positiven Mitteln nenne ich an erster Stelle: das Ausrotten der verfluchten Gewohnheit des Nichtbegreifens. Wir müssen uns durchdringen lassen von dem Bewusstsein, dass Begreifen Pflicht ist, und die Beruhigung bei dem Gegenteil nichts als unsittliche Feigheit. Jedes Mysterium ist ein Feind, den der Denkritter Mensch aus dem Sattel heben muss. Oder wenigstens, er muss dies versuchen, bei Strafe von Felonie. Wir sind geborene Kämpen für Deutlichkeit, für Einfachheit, für Harmonie zwischen Tat und Wort, für Wahrheit.

Die liebe Natur sorgt dafür, dass zu aller Zeit Ungeheuer, Riesen und Gespenster zu bekämpfen bleiben. Jeder verjagte Irrtum lässt Flecke nach, die ausgewischt werden müssen. Jede aufgeklärte Verborgenheit gebiert neues Mysterium. Beim Lesen jeder Seite, jedes Satzteiles in dem grossen Buche, das von

Ewigkeit zu Ewigkeit geschrieben wird durch die Tatsachen, müssen wir immerwährend uns selbst die Frage vorlegen, die Philippus an den Kämmerer richtete (Apostelgeschichte VIII, 30).

Diesen allgemeinen Bemerkungen füge ich die Angabe von zwei besonderen Mitteln hinzu, die mir von guter Wirkung zu sein scheinen.

Zum ersten: man muss sich der Korrektheit des Ausdrucks befleissigen. Gedanke und Ausdruck üben Wechselwirkung auf einander aus. Wer logisch denkt, wird — annähernd immer — den rechten Ausdruck finden für seine Gedanken, wenigstens wird er sich nicht beruhigen bei dem Gegenteil. Und umgekehrt ist die Gewohnheit, nach Präzision des Ausdrucks zu streben, sowohl ein kräftiger Ansporn zu logischem Denken als auch eine durchgehende Übung in dieser vornehmsten Menschenpflicht.

Das zweite Hülfsmittel ist, dass man sich so oft wie möglich zur Aufgabe stelle, anderen etwas zu erklären, oder sich die Frage vorlege: wie würde ich antworten, wenn man solche Erklärung verlangte? Hierdurch ist man genötigt, seine Gedanken auf korrektere Weise zu ordnen, als wenn wir meinen, mit uns selbst zu tun zu haben. Je unwissender wir uns dabei unseren Schüler vorstellen, desto besser. Diese Methode verschafft uns nicht allein eine klare Einsicht in den behandelten Gegenstand, sondern sie gibt uns obendrein sehr häufig einen Ausdruck an die Hand, den wir vielleicht ohne sie nicht gefunden haben

würden, und der manchmal das gefundene Resultat zu epigrammatischem Spruch stempelt. Also, und zugleich als Beispiel: ut discas, doce!

Dass ich nicht behaupte, hier die Denktheorie abgehandelt zu haben, versteht sich von selbst.

*

Ich gab ein paar Mittel an, wie wir unser Denkvermögen erhalten, schärfen und vervollkommnen können. Doch ich gebe zu, dass nicht jeder in dieser Hinsicht dieselben Bedürfnisse hat. Was dem einen dient, kann dem andern schaden. Für mich sind Zahlen von ausserordentlicher Wirkung. Auch davon kann ein feiner Beurteiler die Spuren in meiner Arbeit finden. Ich weiss nicht, welche Beschuldigung mich mehr kränken würde: dass ich nicht genau folgerte, oder: dass ich kein Gefühl hätte. Genauer gesagt: diese beiden Dinge sind mir eins. Ein nachlässiger Rechner kommt mir barbarisch und unmenschlich vor, weil er roh umgeht mit dem Teil von sich selbst, der ihn von Tieren und Wilden unterscheiden soll. Und ein Bösewicht macht auf mich den Eindruck von $2 \times 2 = 5$. Ich wende mich mit Unbehagen von ihm ab.

Wahrscheinlich kommt diese Auffassung der Sache vielen paradox vor. Und es kann sein — sicher ist es nicht! — dass sie darin recht haben, wenn man diesem Wort die buchstäbliche Bedeutung zuerkennt.

Und dann würde es schade genug sein, denn es lieferte einen Beweis mehr, nicht allein dass wir — gewiss ziemlich unverständig! — uns gewöhnten, Verstand und Sittlichkeit von einander zu unterscheiden — qui male distinguit, male docet — sondern sogar, dass wir uns eine δοξή halten, eine geaichte „Lehre“, die diesem Irrtum einen anständigen Existenzgrund zu geben scheint. Wie dem sei: gesucht, gezwungen, erkünstelt — alles zusammengenommen also: unwahr — ist meine Auffassung nicht. Unvernünftig ist schlecht, und schlecht ist unvernünftig. Man muss schlecht und unvernünftig sein, um dies nicht einzusehen.

*

Wir können alles begreifen, und haben nicht das Recht, feige aus dem Wege zu gehen, vor welchem Mysterium auch immer. Überdies, es gibt nur eins: das SEIN.

Jedermann findet es natürlich, dass der unverwundete Horatius die drei verwundeten Curiatier einen nach dem andern abtat. Jeder Syllogismus besteht aus einer mehr oder minder grossen Anzahl von Curiatiern, die jeder an sich schwächer sind als wir. Es steht bei uns, diese Feinde — das Unbekannte ist unser natürlicher Feind! — so zu verteilen, dass wir sie in ordentlicher Aufeinanderfolge und selbst ohne aussergewöhnliche Anstrengung erschlagen können.

Die Meinung, dass manche Probleme schwieriger

zu lösen seien als andere, ist ein Irrtum. Kein Mathematiker hat, für welche Operation es auch sei, etwas anderes nötig als die vier Hauptspezies der niederen Rechenkunst, die sich noch reduzieren lassen auf zwei: vermehren und vermindern. Alles, was er sonst noch zu tun hat, ist das sachkundige Zerteilen und das schrittweise Antasten des Feindes.

Dass man sich hierzu so oft für unfähig hält, entspringt aus Trägheit. Man sieht die Curiatier zu einem Haufen beisammenstehen, und scheut die Mühe des Teilens. „Wie, sollte ich allein all diese Feinde überwinden können?“ fragt man. Freilich, das kannst du! Es steht bei dir, sie in so viel Unterteile zu spalten, wie dir beliebt, und die Lösung der Schwierigkeit wird durch konsequentes Beharren gewonnen.

Man erzählt, dass manche Reisende ganz Asien und Europa zu Fuss durchkreuzt haben. Doch tat niemand von ihnen jemals mehr als einen Schritt zur Zeit. Diesen einen Schritt kann jeder tun.

Ein Buchhalter, der Millionen in seinen Büchern behandelt hat, drückt schliesslich, nachdem er die Balance gezogen, seinen Saldo in einem Betrage aus. Der Weg dahin mag umständlich gewesen sein, schwierig war er nicht. Während der ganzen Arbeit hatte der Buchhalter nichts zu tun, was, an sich betrachtet, besondere Anstrengung erforderte. Er buchte geduldig Debet und Kredit. Das war alles. Sein Verdienst liegt also in der ge-

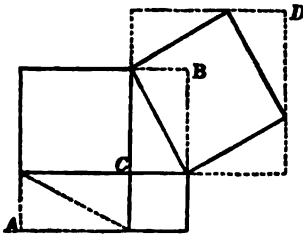
regelten Aneinanderreihung seiner Arbeit, in der Beharrlichkeit.

Wer diese Beispiele den Fällen entsprechend zu logischer Anwendung bringt, selbst auf scheinbar verwickelte Probleme, wird sich schliesslich eines gleich bündigen und befriedigenden Resultates erfreuen wie unser Buchhalter. Aber . . . beginnen muss man mit dem ernsthaften Willen, die Curiatier regelmässig zu verteilen.

Ein neuer Beweis für den pythagoreischen Lehrsatz.

(Mit praktischen Glossen.)

Ich fand unlängst einen neuen Beweis für den pythagoreischen Lehrsatz.*) Hier ist er. Indem man, wie auf nebenstehender Zeichnung, sechs Dreiecke konstruiert — jedes gleich dem gegebenen rechteckigen Dreieck — erhält man zwei



*) N. d. Ü.: „Beim rechtwinkligen Dreieck ist das Hypotenusenquadrat gleich der Summe der Kathetenquadrate.“

gleiche Quadrate, A B und C D.*) Wenn man von jeder dieser Figuren vier Dreiecke abzieht, beweist die Gleichheit des Verbleibenden an beiden Seiten, was zu beweisen war.

*

Einfacheres gibt's nicht, dünkt mich. Nachdem ich diesen Beweis gefunden hatte, vernahm ich, dass ein Werkchen bestünde, in dem dieser Gegenstand behandelt worden ist. Ich schaffte mir das Buch an**) und fand meine Demonstration nicht darin. Auch meine ich, dass keiner der darin enthaltenen Beweise so anschaulich und klar ist wie meiner. Wer behaupten möchte, dass dieser Beweis bereits früher gefunden sei, würde mich mit der Angabe, wo er veröffentlicht ist, sehr verpflichten.***) Professor Hofmann kannte ihn nicht, und auch Strootman würde ihn erwähnt haben, wenn er ihn gekannt hätte. Hofmann scheint ein spezielles Studium sowohl dem Satz selber wie der Literatur über diesen Gegenstand gewidmet zu haben.

*) Nach dem Postulat sind die Seiten untereinander gleich und die Winkel rechte. Dass die Figuren A B und C D in der Tat vier Seiten haben, wird daraus bewiesen, dass überall die gegen die Seiten anliegenden Winkel zwei rechte ausmachen.

**) De 47e Propositie van Euclides, door J. J. I. Hofmann, hoogleeraar in de wiskunde te Aschaffenburg, vertaald door H. Strootman, lector in de wiskunde, aan de militaire akademie te Breda.

***) Niemand hat mir die Priorität bestritten. (1872.)

Ich hoffe, dass niemand fragen wird, welchen Nutzen es hat, nach einfacheren Beweisen für eine bekannte Wahrheit zu suchen. Dieses Streben führt zur Klarheit in der Auffassung und gewöhnt uns an deutliche Vorstellung und Darstellung. „Bien poser une question, c'est presque la résoudre.“ Dies gilt sowohl in Menschkunde, Moral, Politik und so weiter, als in der eigentlichen Mathematik. Die Natur kennt all diese Unterscheidungen nicht. Sie strebt — unbewusst — mit einem Mittel nach einem Ziel, und es besteht ein Zusammenhang zwischen der Klarheit meines Beweises des pythagoreischen Lehrsatzes und der Einfachheit des Glaubensbekenntnisses, das ich in der Erzählung vom Drosselmännchen niederlegte.*)

Die schülerhafte Teilung in verschiedene Arten von „-kunden“, in „-logien“, ist eine Folge unserer Kleinheit, die nicht imstande ist, alles zugleich zu umfassen. Wir zergliedern, wo die Natur zusammenfasst, und buchstabieren, was sie schreibt. Nun, eine Schande ist es nicht, dass wir durch Buchstabieren zum Lesen kommen müssen. Aber es ist von Bedeutung, zu behalten, dass unser Buchstabieren kein Lesen ist.

*

Wie würde die Natur uns auslachen, wenn sie Bewusstsein hätte von unserer Zerteilwut. Um etwas

*) N. d. Ü.: Siehe „Glaubensbekenntnis“ in meinem Biographie- und Auswahlbande.

zu erklären von der Art, wie eine Pflanze wächst, haben wir Mathematik nötig, und Meteorologie, und Chemie, und Botanik, und Statik, und Dynamik, und allerlei in unserem Auge unterschiedene Wissenschaften. Es ist ungefähr so, als müssten wir, um ein Wort zu lesen, soviele Professoren um Rat fragen, als ein Wort Buchstaben hat.

Davon weiss die Natur nichts. Die Notwendigkeit bewirkt — ganz ungelehrt — das Aneinanderhaften der Teile, nicht zufolge wissenschaftlicher Regeln, aber auf eine Art, die uns in Stand setzt, nach dem Masse unseres Wahrnehmungsvermögens aus dem Geschehenen unsere Beobachtungen zu machen, und diese — immer unvollständigen! — Beobachtungen zu regeln zu gebrechlicher Wissenschaft.

Die Natur handelt so, wie ein Volk seine Sprache spricht. Von einem Mann sprechend, sagte man: „er", von einer Frau: „sie", von einem Kind: „es", ehe jemand daran dachte, die Wörter der Sprache zu teilen in männliche, weibliche und sächliche. Der Grammatiker muss daraus seine Sprachkunde schöpfen, und nicht umgekehrt. Wahrscheinlich hat Cicero niemals von einem ‚ablativus absolutus' gehört, und wahrscheinlich wäre er verlegen gewesen, hätte man ihn gefragt nach ‚gerundia'. Er brauchte diese Dinge, wo er sie nötig hatte, ohne dabei Modellen zu folgen, noch vorherzusehen, dass er solche liefern würde Herrn Prof. Vossius verdriesslichen Angedenkens.

Niemals befahl jemand den Bienen, ihre Zellchen

mit sechsseitigen Flächen zu begrenzen. Jede Kugel wird sich fügen zum Sexaëder, wenn sie rundherum gleichen Druck erfährt von ihr gleichen Kugeln.*) Eine Honigbiene, allein arbeitend, würde ihr Zellchen zu einem kugelförmigen Raum machen, zu der Form nämlich, die alle Gegenstände und Raumgrenzen annehmen, wenn kein Grund zur Abweichung besteht. Da nun jedoch die Nachbarinnen der Honigbiene — wenn auch sie allein arbeiteten — ihren Zellen dieselbe Form geben würden, so muss das Kämmerchen begrenzt werden von sechsseitigen Wänden als resultierender Form der beiderseitigen Bemühungen. Ein Denker, der niemals von der Form dieser Zellen gehört hätte, würde darauf schliessen können aus der Natur der Dinge.

Und selbst der, der nichts auf regelrechtes Denken gibt, hat Mühe, unkundig zu bleiben. Dauernd gibt uns die Natur Proben von den Gütern ihres unendlichen Magazins. Doch man suche diese nicht — oder wenigstens nicht ausschliesslich — in sogenannten gelehrten Darstellungen. Es gibt häufig

---

*) Spätere Anmerkung: Ich habe mich hier unrichtig ausgedrückt. Ein Sexaëder würde der Cubus sein, da dieser Körper von sechs gleichen Flächen begrenzt ist. Wie sich aus der Fortsetzung des Textes ergibt, hätte hier stehen müssen: jede Kugel wird streben nach der Form eines Körpers, der von sechsseitigen Flächen begrenzt ist, sobald sie rundherum gleichem Druck unterworfen ist von Kugeln, die ihr gleich sind.

Diese Korrektur ist umso notwendiger, als hier nur von „streben“ die Rede sein kann.

nichts Unphilosophischeres als das, was wir Gelehrtheit nennen.

Um zum Beispiel die Notwendigkeit der Form der Bienenzellen zu begreifen, achte man auf die Gruppe, die gebildet wird von sechs gleichen Kugeln — Apfelsinen, Marmeln, Billardbällen — die eine siebente Kugel, den anderen gleich an Grösse, einschliessen. Man frage sich, welche Form die mittlere annehmen würde, wenn sie — bei gleichmässiger Zusammendrückbarkeit — an allen Seiten gleichen Druck erführe. Der Horizontalschnitt durch den Mittelpunkt der mittleren Kugel wird notwendig ein regelmässiges Sechseck ergeben.

Wiederum ist hier, wie in den Zellen der Bienen und überall, kein Platz für den Willen eines Gottes. Dieser Wille würde doch übereinstimmen mit der Forderung der Dinge und dann durch Überflüssigkeit widersinnig sein, oder er würde dieser Forderung zuwider sein und widersinnig sein durch Unmöglichkeit. Q. E. D., gleichwie in der Aufgabe des Pythagoras.

Ich fordere alle Gläubigen auf, sobald als möglich mal ein Viertelstündchen von ihrer Bet- oder Predigtzeit zu verwenden auf die Widerlegung dieses Dilemmas.

Vom Dasein Gottes.

Wenn die Existenz Gottes aus der Natur bewiesen werden soll, hängen wir wieder ab von -isten und -anern und den Begriffen über Gott, von einem Fleckchen in der Linse des Mikroskops, von einem Millimeter Fehler in der Gradierung des Thermometers oder eines anderen Meters, vom Eisen in der Nähe eines Kompasses, von verkehrt berechneter Strahlenbrechung, von mangelhaftem Achromatismus in einem Fernstecher, von . . . von . . .

Ja, von was allem nicht!

Sirius ist soundsoviel Meilen weit, also: Gott ist gross.

Dieses Infusionstierchen hält Abhandlungen gegen seine Mitinfusionstierchen, die es verstehen und begreifen, also: Gott ist gross.

Dieser Fisch hat eine Flosse, die ihn in Stand setzt, zu wenden mit einem Winkel von $^1/_{1000000}$ Grad, also: Gott ist gross.

Dies alles ist entdeckt von Professor A, Doktor B und Prosektor C, und diese drei gottdienenden Naturherren sind die Theologen des Tages.

Den folgenden Tag zeigt sich:

Dass Sirius eine Meile weiter steht: Gott ist 'ne Meile grösser.

Dass das Infusionstierchen verkehrt verstanden ist: Gott ist verkehrt verstanden.

Dass jener Fisch weniger behend ist, als man dachte, und zum Wenden einen Winkel nötig hat mit einer Null weniger im Bruch: es ist eine Null weniger in der Ziffer der Schätzung Gottes.

Wenn ich nun doch einmal träumen und mutmassen und spekulieren will, halte ich's mit der träumerischen, altfränkischen Theologie. Das Studium der Natur ist das beste Studium, aber man lernt nichts daraus erkennen . . . als die Natur, das ist: alles! Und just, weil Gott ist ausserhalb jedes Dinges, kann man ihn nicht kennen lernen aus dieser Natur.

Über freie Forschung.

(Vortrag, zuerst gehalten vor der Delfter Studentengenossenschaft „Freie Forschung".)

Nichts ist allgemeiner als Irrtum. Diese Erscheinung lässt sich durch eine Art Wahrscheinlichkeitsrechnung erklären. Die Wahrheit ist eins, und die Zahl der Unwahrheiten ist unendlich. Wer also einfach raten würde, um eine richtige Meinung zu erlangen, hat soviel Chancen gegen sich, als die Unendlichkeit mehr ist als eins.

So ins Blaue hinein raten tun wir jedoch selten. Und tun wir es auch ab und zu, dennoch machen wir uns — und vor allem andern — weiss, dass wir nicht geraten, sondern geurteilt haben. Freilich sind wir bei diesem angeblichen Urteilen mit schwachen Unterlagen zufrieden. Ich habe in Homburg einen Spieler

gekannt, der auf Rot setzte, wenn der Croupier des Tages blond war, und auf Schwarz, sobald dieser Angestellte etwas dunkel aussah. Ich bin nicht weit genug eingedrungen in die tiefsinnige Wahrscheinlichkeitsrechnung dieses Philosophen, um zu wissen, an welche Seite er sein Geld wagte, wenn der diensttuende Priester im Tempel des Glücks ein Greis war oder einen kahlen Kopf hatte, aber dies ist gewiss, dass er mit einer Art Geringschätzung auf die Unvorsichtigen herabsah, die „ohne System spielten“, wie er es nannte. Von ‚veine‘ oder ‚déveine‘ wollte er nichts wissen. „Il n'y a pas de chance,“ sagte er, „alles ist Gewissheit.“ Als er endlich ‚décavé‘ war, schrieb er sein Missgeschick der zweifelhaften Farbe einer Perücke zu, die er für rotbraun angesehen und die bei näherer Betrachtung sich als verschossen schwarz ergeben hatte.

Niemals ist eine Meinung so ungereimt, dass sie nicht ihre feurigen Anhänger hätte, und kein Irrtum ist so albern, dass er nicht dann und wann von sogenannten Philosophen in Schutz genommen würde, vor allem von denen, die die Philosophie — eine Berufung für alle Menschen — zu einem Beruf von einzelnen gemacht haben. Und auch ausserhalb des Kreises der Berufsphilosophen wird man häufig eine herzliche Voreingenommenheit für alles entdecken, was unwahr ist. Die Probe ist leicht anzustellen. Man ersinne eine unmögliche Tatsache, man teile sie unter erheuchelter Verwunderung mit, und sofort wird man Personen

finden, die auf physikalische, mathematische, philosophische, theologische, moralische oder statistische Gründe hin dartun, dass das von dir Wahrgenommene sehr natürlich und höchst einfach zu erklären ist. Am Hofe Charles Stuarts — oder Jacobs, ich weiss nicht genau — erntete ein Gelehrter hohes Lob ein auf die Erklärung des Mysteriums: warum eine teilweise mit Wasser gefüllte Vase nicht an Gewicht zunähme, wenn man einen Fisch in dieses Wasser würfe. Ein anderer Gelehrter wusste ganz genau auszudeuten, warum ein Gartenspiegel — den der Gärtner ohne sein Wissen einige Augenblicke vorher umgekehrt hatte — so warm war an der Schattenseite. So werden Konservative uns aufs deutlichste erklären, warum das Volk sich so besonders glücklich fühlt unter einer altmodischen Regierung. Die Liberalen werden es uns klarmachen, warum das Fleisch so spottbillig ist unter einem sogenannt freisinnigen Regiment. Und . . . und . . . sie alle untersuchen am liebsten nicht, ob es auch in der Tat wahr ist, dass der in den Eimer geworfene Fisch keine Schwere hinzufügt.

Zu der Zeit, als alle noch an Gespenster glaubten, fand man Gelehrte, die über die Art und den Wirkungskreis dieser Gespenster lange Abhandlungen schrieben, und noch heutzutage besteht ein sehr grosser Teil unserer Literatur aus Nachforschungen über die Eigenschaften von Dingen, die gar nicht bestehen. Ich habe ein akademisches Meisterstück von einem Doktoranden der Rechte gelesen, worin auf medizi-

nische Gründe hin allerdeutlichst dargetan wurde, warum eine Hexe kein Kind zur Welt bringen könnte, das den Teufel zum Vater hätte. Die Strafbarkeit einer solchen Frau wäre darum nicht geringer, meinte dieser Denker — sie hätte sich mit dem Teufel nicht so intim einlassen müssen! — aber die Urteile wären, was die Prämissen anginge, inkorrekt gewesen. Dies Prachtstück doktorierender Intelligenz war ungefähr hundert Jahre alt, aber ich wage zu behaupten, dass viele Abhandlungen unserer Zeit — über die wahre Natur des einen oder andern — ebenso albern sind.

Die Sucht, zu erklären und aufzulichten, steht also häufig dem Wissen im Wege. Und dies ist wiederum sehr natürlich. Die Frage: „ist diese Sache also?" ergibt weniger Gelegenheit zu tiefsinniger Antwort als die Untersuchung: „warum diese Sache also sein würde", und manch einer schreckt zurück vor dem Verlust einer Lüge, wenn solche Lüge der Ausgangspunkt für quasi gelehrte Beweisführungen werden könnte. Wenn Kolumbus Amerika nicht entdeckt hätte, würden all seine Gegner unerschöpflich gewesen sein in Beweisführungen, dass da jenseits im Westen unmöglich Land liegen könne, und in feierlichen Versicherungen, dass sie dies immer genau gewusst hätten.

Im allgemeinen ist das Volk begierig nach Erklärung des Unwahren. Niemand würde sich gewiss die Mühe nehmen, auf einen Beweis zu hören, dass $2 \times 2 = 4$ ist, aber der Verkündiger der Unwahrheit, dass 2×2 mehr oder weniger sei als vier, wird jeder-

zeit auf ein zahlreiches Auditorium rechnen können, wenn er nur bedacht ist, seine widersinnige Behauptung einigermassen mit gelehrt klingenden Phrasen zu umwickeln. Und selbst dafür ist kein Bedürfnis, so lange die von ihm verkündigte falsche Lehre übereinstimmt mit der konventionellen Wahrheit des Jahrhunderts, des Jahres, des Tages. Keine Unwahrheit ist heute anstössig, die sich einigermassen gefällig an die Unwahrheiten von gestern anschliesst. Lüge spaltet die Gemüter wie ein Keil, und allzu leicht lässt sich der Keil weiter treiben, wenn die Hammerschläge von offizieller Hand erteilt werden.*) Sollte jemand glauben, dass ich übertreibe? Ich werde ihm einen Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung geben, sobald ich diesen Platz verlassen habe, weil ich mir nicht gleich zu Anfang meiner Rede Feinde auf den Hals laden will. Es gibt noch immer viel Personen, die einen . . . dreieinigen Hass nähren gegen arithmetische Korrektheit.

Die Chance auf Irrtum im Urteil wird geringer, wenn man von der zu beurteilenden Sache etwas weiss, und würde ganz verloren gehen, wenn man von dieser Sache alles wissen könnte. Doch dies letztere ist niemals der Fall. Jener Volksausdruck „ich

*) Note von 1876. Die christliche Verdammungslehre würde niemals durchgedrungen sein, wenn nicht Constantin — der sogenannte Grosse — Bedürfnis nach einem neuen Hofgottesdienst gehabt hätte. Und auch heutzutage würde man sehr schnell sehen, was die Glauberei wert ist, wenn die Regierungen die Hand von der Kirche abzögen.

weiss alles davon", der zu einer leeren Redensart geworden ist — in Paris nennt man sowas ‚une scie', eine Säge — ist, recht betrachtet, eine allgemein gültige Verspottung unserer hochfahrenden Unkunde. „Ich weiss alles davon" würde eigentlich, richtig aufgefasst, bedeuten: „Ich bin der Meinung, dass das, was ich von der Sache weiss, alles ist." Es bleibt dann zu untersuchen übrig, wie gross das Terrain ist, das ausserhalb des Gesichtskreises des mit wenig zufriedenen Sprechers liegt, und dies wird wohl ungefähr zu dem, was er wohl übersehen kann, im Verhältnis stehen, wie der Ozean zu dem Kreise, von dem jeder Schifffahrende den Mittelpunkt und ein Zirkel von ungefähr zwanzig Metern den Umkreis ausmacht.

Wie dem nun auch sei, unsere Pflicht ist — insofern wir Weisheit begehren — nicht zu sehr der Erklärungswut nachzugeben, bevor wir uns nicht gut überzeugt haben, dass die zu erklärende Sache in der Tat besteht. Die Frage: „ist dies so?" muss jederzeit der Untersuchung: „warum es also sein würde" voraufgehen.

Und noch etwas ist nötig. Wir sind doch wohl verpflichtet, uns selbst Rechenschaft zu geben von der Bedeutung der Worte, die — annähernd nur — unsere Gedanken darstellen und unsere Ideen abzeichnen. Alle Untersuchung würde doch eitel sein, wenn wir mit uns selbst und andern nicht einig wären bezüglich der Identität der Sache, deren Behandlung uns beschäftigt.

Bereits anderswo habe ich gesagt: „Die Jugend

muss sich üben im Definieren“. Dass ich dabei ausschliesslich von der Jugend sprach, geschah aus Bescheidenheit und ... Verzweiflung. Bescheidenheit, weil ich fürchtete, dass Ältere meine Lehren geringschätzen würden. Verzweiflung aus Zweifel an dem guten Erfolg meines Trachtens bei den vielen, die jahrelang sich begnügten mit einem sehr unphilosophischen: „à peu près“ oder einem brutalen: „ganz und gar nicht“.

Ja, definieren! Wenn es mir heute abend gelingen sollte, die wahre Bedeutung des Wortes „freie Forschung“ festzustellen, so würde ich die hier zugebrachte Stunde für Sie und für mich gut angewendet erachten. Nicht weil ich behaupte, Ihnen etwas Neues sagen zu können — die Wahrheit ist alt — aber es könnte sein, dass ich Ihnen das Alte vorstellte in einer Weise, die es vor Veraltung bewahrt.

Was ist „Freie Forschung“? muss die Frage sein, die ich, über freie Forschung zu sprechen bestimmt, mir an erster Stelle zur Beantwortung vorlege.

Freie Forschung ist das unbehinderte Streben nach Wahrheit.

Eine einfachere Definition wird wohl nicht gegeben werden können, meine ich. Einfach, was die Form angeht, doch nicht so einfach von Bedeutung, da das Wort „unbehindert“ auf tausenderlei Weise ausgelegt werden kann. Was dem einen Behinderung ist oder scheint, scheint oder ist es für einen andern nicht. Ja, es kommt sogar vor, dass manche ein Hülfsmittel

sehen in etwas, das von andern als eine Behinderung vermieden oder getadelt wird. Wenn wir uns also richtig verständigen über die Bedeutung des Wortes „Behinderung“, werden wir zugleich Übereinstimmung zwischen uns herstellen in der Auffassung der Definition: dass freies Studium das unbehinderte Streben nach Wahrheit sei.

Viel Dinge von hohem Gewicht haben nur eine negative Existenz. Gesundheit ist Abwesenheit von Krankheiten. Reinheit Abwesenheit von Schmutz. Unschuld Abwesenheit des Bösen. So auch ist Freiheit: Abwesenheit von Zwang. Freie Forschung: Abwesenheit von Behinderung im Forschen nach der Wahrheit.

Wenn wir uns vorstellen, dass jemand unter uns sich nach draussen zu begeben habe, um zu untersuchen, ob es regnet, würde es von wenig Wahrheitssinn zeugen, trügen wir ihm a priori auf, zurückzukehren mit der Antwort: „Ja, es regnet fein“ oder: „absolut nicht, die Luft ist klar“. Wenn es uns in der Tat um Wahrheit zu tun ist, müssen wir abwarten, nicht vorschreiben, welche Antwort uns die nach draussen geschickte Person zu bringen hat.

Doch mehr noch. Wir dürfen ihn nicht hindern, die ihm auferlegte Aufgabe zu vollbringen, indem wir ihn festhalten und so die Untersuchung unmöglich machen. Befehl zur Untersuchung mit Verhinderung von Untersuchung ist ebenso töricht wie . . . das

Beginnen gewisser Theologen, die ihren Leuten, nachdem sie ihnen die Augen verbunden, zurufen: „untersuchet die Schriften!"

Und endlich ist es von Bedeutung, wenn es uns in der Tat um richtige Berichte über das Wetter zu tun ist, dass wir dazu jemanden wählen, der in sich selbst die nötige intellektuelle und moralische Fähigkeit besitzt, uns die erforderliche Aufklärung zu geben.

Ohne nun meinen Vortrag allzu predigtartig einteilen zu wollen, halte ich es doch nicht für unzweckmässig, hier der Bemerkung Raum zu geben, dass in dem gewählten Beispiel drei Hauptursachen angewiesen sind, durch die unser Streben nach Wahrheit eitel gemacht werden kann, drei Behinderungen also, die dem Erfolg im Wege stehen:

Zum ersten: das Aufdrängen eines Vorurteils.

Zum zweiten: das Behindern der Untersuchung.

Zum dritten: Unfähigkeit der untersuchenden Person.

Das Aufdrängen von Vorurteilen.

Dem sind wir unterworfen von Geburt auf. Unsere ersten Professoren — Amme, Wickelfrau, Kindermädchen und Nachbarjungens — weh, dass ich hier noch hinzufügen muss: manchmal auch die Eltern! — beeifern sich, sobald das Kind empfänglich wird für Eindrücke, und das ist in gewissem Sinn bereits vor der Geburt der Fall, von dieser Empfänglichkeit Miss-

brauch zu machen auf eine Art, die dem unbehinderten Streben nach Wahrheit im Wege steht. Es ist, als ob die, die ein Wochenbett umstehen, sich beeilten, den neugeborenen Weltbürger mit ihrem ‚trop plein' aufgehäufter Torheiten zu überschütten, unbeschadet seines Rechts, später Gegenrache zu nehmen und sich ihrer zu entledigen, sobald er selbst die Gelegenheit haben wird, einen neuen Reisegenossen unfähig zu machen zu freier Forschung.

Die ersten Lügen, womit man das Kind empfänglich dafür macht, mehr zu schlürfen, sind das Einwindeln, Kleiden, Hinundherschütteln, Wiegen. Daneben kommt das „Artigsein". Selbst der Körper darf nicht frei forschen. Der arme Kleine, der sich, mit der ganzen Welt von Raum vor sich, freventlich einbildet, davon Gebrauch machen zu dürfen, wird . . . eingeschnürt: erste Behinderung! Kurz danach steckt man den armen Wicht in Jacken, Hüte, Schnürleibchen, Strümpfe und Schuhe, welch letztere keine oder jungfräuliche Sohlen haben, um doch ja recht sehen zu lassen, dass sie zu nichts dienen, als Besuchern und Nachbarsfrauen die Wohlanständigkeit der Eltern zu Gemüte zu führen. Man beeilt sich, den Kleinen mit dem eigenartigen Siegel der abendländischen Kultur zu stempeln: mit Leichdörnern. Eine Wärterin oder ein Kindermädchen, das nicht durch anhaltendes Hinundherschütteln sein bestes tut, das weiche Hirnchen zu Mus zu verarbeiten, wird weggejagt: „sie hat kein Herz für Kinder". Das erste Bewillkommnungsgeschenk,

womit wir unsere kleinen Kameraden begrüssen, ist also eine künstliche Seekrankheit. Und für den Fall, dass die Arme oder Kniee von Kindermädchen, Wickelfrau oder Mutter nicht ausreichen sollten, hat man eine Wiege ausgedacht, einen schaukelnden Trog, der die Übelkeit erregende Bewegung eines Zuiderseeschiffes bei Deinung querschiffs ziemlich getreu nachahmt. Dass ein Kind sowas gewöhnt wird, bestreite ich nicht. Aber dass diese Anbequemung es gleichzeitig vorbereitet, seekrankhaft zu d e n k e n, das erhalte ich aufrecht.

Und das Artigsein! Keine freie Forschung für die Lungen! Schweigen ist die erste Pflicht des neuen Weltbürgers. „Ach, Frau Nachbarin, heute ist das Kind so artig, Sie hören es nicht! Es ist grad so, als wenn ich kein Kind hätte.“ Dies ist das grösste Lob, das man dem Neugeborenen gibt, und es sieht beinah so aus, dass die Eltern die wahre Tugend des Seins darin suchen, dass ihre Nachkommenschaft sich so stellt, als wäre sie n i c h t. Mich dünkt, jene, die sich soviel zugute tun auf die unhörbare Tugend ihrer Sprösslinge, hätten besser getan, sich mit Puppen zu behelfen, aber . . . ohne Mechanik. Denn wenn die nachgemachten Kinder durch den Druck auf eine Klappe im Unterrücken „Papa! Mama!“ sagen können, würden wirkliche Kinder von Fleisch und Bein sie doch wieder ausstechen in schweigender Tugend. Also: Geschütteltes Hirn und arbeitslose Lunge! Ist es ein Wunder, dass wir so wenig begreifen und dieses wenige so schlecht zu sagen wissen?

Vielleicht habe ich diesen Bemerkungen zu unrecht Platz gegeben in der Rubrik: Aufdrängen von Vorturteil. Das eine und andere bildete nur die Vorbereitung, um alle folgenden Vorurteile mit Begierde, oder wenigstens ohne Widerwillen, annehmen zu lassen. So bestreicht und betastet uns der Magnetiseur. So lässt uns der Hypnotiseur, um uns zu anästhetisieren, einige Minuten auf einen bestimmten Punkt starren. Ich sehe die Zeit kommen, dass diese Herren ihre Patienten in eine Wiege oder auf den Schoss einer Wickelfrau legen werden, und ich prophezeie ihnen einen glänzenden Erfolg.

Ja, dies alles ist nur Vorbereitung. Die eigentliche Anwendung der Vorurteilkultur kann nun folgen. Man drängt dem Kind allerlei Lügen auf, die nicht so sehr an sich schädlich sind — der Wirkungskreis des Knaben oder des Mädchens ist dazu noch zu beschränkt — sondern darum so nachteilig wirken, weil der kleine Mensch sich angewöhnt, an Stelle der Frage: „was ist Wahrheit?“ sich jedesmal diese andere Frage vorzulegen: „was sagt hierüber Wickelfrau Soundso? Wie urteilt der Heilige Dingsda? Wie lautet die Jurisprudenz von Hofe?“

Die Seele muss sich mit nachgemachter Speise begnügen und macht sich solchermassen unfähig zum Verzehren gesunder Kost. Habe ich unrecht, dass ich diese Schwächung der geistigen Mägen in die Rubrik ordne: Behinderung des Strebens nach Wahrheit? Und ist es nicht grausam, jedem Neuangekommenen

auf dem sowieso schon so schwierigen Pfade des Lebens eine Last Vorurteile zu tragen zu geben, unter der er entweder erliegt, oder deren Entfernung ihn soviel Mühe kostet, dass ihm schliesslich sowohl Kraft wie Zeit mangeln, den freigemachten Raum mit etwas Besserem zu füllen?

Was mich betrifft, ich hätte tischlern lernen können in der Zeit und mit der Mühe, die ich für Könige von Juda und Israel hergab . . .

Tischlern kann ich noch nicht, aber die Könige habe ich vergessen. Das heisst etwas gewonnen . . .

Ist es nicht unsinnig . . .

. . . und also unsittlich, denn das Notzüchtigen der Vernunft ist Verbrechen! . . .

. . . ist es nicht schlecht also, das Kind zu verankändiglichen zu einem „artigen" Kind, indem man ihm die Geschichte vom braven Hänschen und vom höflichen Peterchen einprägt und es ständig hinweist auf belohnte Tugend als Prickel zum Guten? Denn, entweder das Kind glaubt, und dann wird es ein Spekulant in Artigsein, oder es glaubt nicht, und das Vertrauen ist verloren. Mit der Belohnung wird es denn auch das wahre Gutsein geringschätzen, und gleichzeitig das wenige Brauchbare, das man ihm im Hause und in der Schule mitteilte. In späterem Alter, bei der Erinnerung an die Unwahrheiten, die man uns in der Jugend auftischte, gewinnt ein gewisser Ärger Oberhand, der — in zartgestimmten Herzen nicht am wenigsten! — ziemlich allgemein zu Menschenhass

führt. Wie — also folgert unbewusst unser Gemüt — sie, die behaupteten, dass sie mich lieb hätten, sie, die berufen waren, mir den Weg zu zeigen, sie betrogen mich . . . was habe ich zu erwarten von Fremden?

Vielleicht wird dieser oder jener mir entgegenhalten, dass ein grosser Teil der Irrtümer, womit man uns in unserer Jugend zu füllen trachtete, aufs Konto des Unterrichts und nicht der Erziehung komme, und also weniger den Eltern als vielmehr den Lehrern zum Vorwurf zu machen sei. Ich glaube nicht, dass diese Entschuldigung gilt. Fürs erste: Unterricht ist nicht von Erziehung zu trennen. Das Unterrichten besteht doch im Mitteilen von Vorstellungen. Mit diesen Vorstellungen wird der Geist des Kindes genährt, gezogen und damit das Kind aufgezogen, erzogen. Sodann frage ich, ob die, die sich nicht imstande fühlen, eine gute Wahl von Lehrmeistern für ihre Kinder zu treffen, sich nicht ein Muster an jenem Turmwächter nehmen sollten, der sich keine Equipage hielt, weil er dort oben in seiner Luftwohnung keine passende Gelegenheit hatte, Pferde zu stallen! Ja, Pferde, das ist etwas anderes! Aber Kinder hält sich jeder!

Ich darf mich nicht zu ausführlich über die sonderbaren Dinge verbreiten, die uns in unserer Kindheit eingeprägt werden und die dem unbehinderten Streben nach Wahrheit im Wege stehen. Nichts würde mir leichter fallen, als diesen ganzen Vortrag mit Beiträgen zu der Wahrheit der Behauptung zu füllen, dass die

Einrichtung unserer Gesellschaft — und unserer gekünstelten Sitten! — das freie Forschen bereits von Anfang an so schwierig wie möglich machen. Welchen Begriff, um mal eins zu nennen, muss sich das Kind vom Zustand unserer Niederlande bilden, wenn es davon nichts weiss, als was ihm von den „Grafen" beigebracht ist, die, nach Lene im „Kleinen Walther", „fortwährend vom einen Haus ins andere übergingen"? — Was mich betrifft, die Chance fürs Tischlern steht gut. Ich kenne nur noch drei oder vier von ihnen, und die werde ich, mit oder ohne Gottes Hilfe, auch wohl noch loswerden. — Was muss das Kind denken über die ewigen Völkerwanderungen, die nach Art der Sache niemals so stattgefunden haben, wie sie uns in den Schulbüchern beschrieben werden, oder besser genannt, denn die Geschichtsfabrikanten widmen solchen Geschehnissen nur eine einzige Zeile, als ob sie die einfachste Sache von der Welt erzählten. Welche Idee verbindet das Kind mit dem Gründen einer Stadt, etwas, was in der Regel nicht geschehen kann, da dies keine Tat sein kann von einer Person, sondern stets ein Werden der Dinge ist, eine Art Kristallisation? Welche Vorstellung muss sich das Kind bilden vom Beruf der Menschheit bei all den entzückenden Vaterlandslieben und Glauben, die man ihm als Tugend darstellt? Wie rettet sich sein gewiegtes und gemangeltes Denkvermögen aus dem verwirrenden Vergleich eines „Helden" Brutus, eines „Vaterlandsretters" Scaevola, und eines „Verbrechers"

Orsini? Welchen Begriff muss es sich machen von weiblicher Anmut und von Treu und Glauben, wenn man ihm die abscheuliche Judith als Heldin vorstellt? Wo bleibt Ritterlichkeit und Ehrgefühl, wo bleibt Tugend, wenn man Bewunderung fordert für das Weib, das den durstigen Flüchtling Sisera mit Milch in ihr Zelt lockte und diesem armen Heiden mit all seinem Unglauben einen durchschlagenden Beweis gab, dass er nur allzu gläubig gewesen war in der vertrauensvollen Annahme ihrer Gastfreundschaft, indem sie ihn mit einem Pflock, den sie ihm durch die Schläfen trieb, an den Boden festnagelte?

Kein Ende gäb's der Beispiele, wie man auf manchen Akademieen zur Verbreitung von unrichtigen Vorstellungen — das heisst gewissen Unterrichts- und Erziehungsanstalten — die Jugend zum Nichtfinden der Wahrheit vorbereitet, und ich werde diese Rubrik meines Vortrags mit ein paar Erinnerungen aus meiner Jugend schliessen. Ein paar aus vielen!

Zunächst muss ich bekennen, dass ich erst sehr spät einigen Begriff kriegte vom Wort „Geschichte“. Dieser Klang liess mich an ein kleines blaues Büchelchen denken, auf dessen Schmutztitel die Erklärung stand, dass „keine anderen Exemplare als echt anerkannt würden als folgendermassen vom Autor unterzeichnete“. Und darunter ein Schnörkel. Man konnte den Schulmeister da herausschmecken. Auf der ersten Seite wurde die Schöpfung in wenig Zeilen abgetan. Henoch, Noah, Abraham, Moses, Da-

vid, Salomo, Herodes bildeten ebensoviel Sprossen, um zu Jesus zu kommen. Dies alles machte nur einen kleinen Teil des Büchelchens aus, und der Autor machte in einer Note die bescheidene Bemerkung, dass er die heiligen Sachen dem Katechisiermeister überliesse. Dies war billig. Gib dem Katechisiermeister, was des Katechisiermeisters ist! Was die profane Geschichte angeht, lernte ich aus meinem Büchelchen allerlei Dinge, die ich nicht begriff, aber das Resultat lautete, dass Niederland eigentlich die Achse sei, um die sich alles dreht. England, Deutschland, ganz Europa waren Nebensachen, Parerga von der niederländischen Grösse. Der Schluss — Napoleon war damals so etwa acht Jahre tot — war eine Danksagung an den Herrn, der alles so wohl gemacht hatte . . . und der Vorhang fiel. Dies Büchelchen war mir „die" Geschichte. Ich sass darauf, ich schlief damit. Ja, im Notfall schlug ich einen Kameraden damit um die Ohren. Man ersehe daraus, dass das Missbrauchen der Geschichte älter ist als die Streitereien über Heiligerlee.*)

---

*) Note von 1876. Als ich dies schrieb, wurden wir täglich mit zänkischer Schreiberei über die Frage regaliert, ob Adolf von Nassau, der bei Heiligerlee fiel, ein Held oder ein Aufruhrmacher sei.

„Je ne décide point entre Genève et Rome."

Dieses Zitat erfrecht sich am Platze zu sein. Denn die Frage war theologischer Art. Das Urteil über diesen Adolf schien von der Meinung abhängig, die man über kirchliche Dinge hatte. Die Reformierten blieben dabei, dass der Mann ein Denkmal haben

Aber grosse Augen machte ich im Jahre dreissig, als die Mär ging: es kommt eine neue Geschichte, Belgien ist abgefallen! Ich hatte treuherzig geglaubt, dass alles aus wäre und nichts mehr hinzu könnte. Das verfluchte Untier war doch mit Gottes Hilfe von Wilhelm-Theseus von Oranien erschlagen, und ein anderer Wilhelm — mit dem Beinamen „Vater" — regierte über das „freie Niederland". Wie ist es möglich, dachte ich, da noch etwas hinzuzufügen? Und so weit ging ich in meiner Verehrung für das blaue Büchelchen, dass ich es im Februar 1831 dem braven van Speyk sehr übel nahm, dass er eine Heldentat verrichtet hatte, die nicht auf meiner Liste von vaterländischen Seemirakeln stand.

Wie es möglich war, so beschränkt zu bleiben, erklärt sich aus folgenden Beiträgen zur Kenntnis des Unterrichts und der Erziehung in jenen Tagen.

Wir behandelten einmal auf der Schule eine gewisse — recht apokryphe — Erzählung über den Admiral de Ruyter. Ein feindlicher Schiffskapitän war von ihm gefangen genommen, und unser Held sollte diesen Mann gefragt haben, was sein — de Ruyters

---

müsste, und er kriegte eins. Aber die Katholiken behaupteten, dass er den Galgen verdient hätte, weil er gegen seinen König kämpfte, und zwar gegen einen König, der „vom wahren Glauben" war. Ich bin sehr froh, dass ich kein Urteil zu fällen habe. Nur kommt mir das Fallen nicht so sehr schwer vor, wenn nur ein Feind da ist, der sich die Mühe machen will, auf einen zu schiessen, und wenn man nicht, nach der Mode anderer Kriegshelden, sich ausser Schussweite zu halten weiss.

— Schicksal gewesen wäre, wenn das Kriegsglück anders ausgefallen und er in die Hände seines Widersachers geraten wäre.

Ich lasse es nun auf sich beruhen, ob es de Ruyter zukam, solche Fragen zu tun. Allein die Antwort des Kriegsgefangenen kommt mir noch sonderbarer vor. „Ich würde Euch und Eure Mannschaften an Händen und Füssen gebunden und in die See geworfen haben!“ De Ruyter nahm sich hieran kein Vorbild — ich denke, dass die Stände ihm dies auch sehr übel genommen haben würden — und behandelte seinen Gefangenen in gewohnter Weise. Wie, weiss ich nicht, aber ohne Bad. Das fabula docet war natürlich: nimm dir ein Beispiel an der fürchterlichen Tugendhaftigkeit de Ruyters, und schmeiss niemals jemanden ins Meer. Ich, Lehrling, Wissensaspirant, halbgarer Student in freier Untersuchung, wagte die schüchterne Frage, was den Kriegsgefangenen bewog, so brutal zu antworten. Und dies frage ich noch. Dieser Fremdling war doch nicht in Niederland zur Schule gegangen. Das Buch von Brand war noch nicht geschrieben, und das Standbild von Vlissingen noch in der Mache. Wie konnte er also wissen, dass dieser de Ruyter ein niederländischer Seeheld war, das heisst ein Gefäss voll Tugenden, unfähig zu allem Bösen? Lag es nicht näher, dass er ermahnend und um den Sieger mild zu stimmen, antwortete: „Nun, ich würde Euch das Leben so angenehm gemacht haben, dass Ihr ... dass Ihr ... schier verliebt geworden wäret auf Eure eigene Niederlage. Tut auch so!“

Mein Lehrer dachte anders darüber. Rauh jagte er mich weg vom Feld der freien Forschung, darauf ich den Fuss setzen wollte, mit den Worten: „De Ruyter fragte nicht nach Lügen, er fragte nach der Wahrheit. Mauvaise marque à Mr. Edouard pour impudence.“

Ach, wieviele mauvaises marques habe ich später im Leben gekriegt für solche Unverschämtheiten!

Und noch ein anderes Beispiel aus meiner Erinnerung. Es war Christfest. Man führte mich in die Kirche, wo ich beten musste, und singen und eine Predigt anhören. Ich muss bekennen, dass bei solchen Gelegenheiten das Wort „Fest“ mir absolut nicht in den Sinn wollte. Den einzigen Begriff, den ich von Festen hatte, entlehnte ich einem Kupfer, darauf Belsazar so verdutzt nach der Mauerstenographie guckt. Ich war noch nicht weit genug in der „freien Forschung“, um zu fragen, warum die Hand, die diese sonderbare Art zu annoncieren wählte, nicht lieber eine verständlichere Sprache schrieb, was die Mühe der Verdolmetschung erspart hätte. Nein, auf diesem Kupfer hatte es mir besonders die Kollektion von Schüsseln und Vasen angetan. In diesen Vasen wäre Sirup, meinte ich. Auf den Schüsseln allerlei Speise, und . . . seit der Zeit nahm ich bei der Beurteilung einer Festlichkeit immer das Menu von Belsazar zum Massstab. Dass ich also ein Christfest in der Kirche nicht sehr verlockend fand, liegt auf der Hand, und mit bleiernen Füssen ging ich dorthin. Ich wage nicht

zu versichern, dass ich, wenn ich ohne Begleitung gewesen wäre, meine Festlichheit nicht anderswo gesucht haben würde, unbeschadet der Verpflichtung, wenn ich nach Haus kam, einen Bericht von einer nicht gehörten Predigt geben zu müssen. Dies war nun nicht sehr schwierig, denn solche Dinge bleiben immer dieselben: Hirten, Stall, Engelgesang, Friede auf Erden und Wohlgefallen. Wer es einmal gehört hat, kann ziemlich billig und ohne Furcht vor Überladung seines Magens soviel von diesen Festen geben oder beiwohnen, als ihm gut dünkt.

Aber sieh, unterwegs merkte ich, dass es stark gefroren hatte. Ein Junge warf Steine aufs Eis und wagte sich selbst hinauf, um zu untersuchen . . . ja, wahrhaftig, es hielt! Begeistert — denn in Ermangelung von Belsazars Kannen und Schüsseln erfreute ich mich des Genusses von Glitschen und Schlittenfahren — begeistert rief ich aus: das Eis, das Eis . . . sieh, es hält!

O weh, es lag wieder eine mauvaise-marque für mich bereit. Mein Begleiter tadelte mich mit einem biblischen Blick: „an einem Festtag wie diesem schicke es sich nicht, an irdisches Vergnügen zu denken“. Ich musste mich mit den Hirten beschäftigen und dem Wohlgefallen!

Arme „freie Forschung“ meiner Achillesferse! Und arme Hirne, arme Herzen, die so hypnotisiert werden zum Nicht-denken, zum Nicht-fühlen, zu Erschlaffung und Tod. Wahrlich, nicht auf solche Weise können

wir uns geschickt machen für „freie Forschung", für unbehindertes Spüren nach Wahrheit.

Wir würden nun an zweiter Stelle untersuchen müssen, was uns im Streben nach Wahrheit hemmt, und wurden zu dieser Einteilung genötigt durch das gewählte Vorbild jemandes, den man nach draussen schickte, um zu vernehmen, wie der Zustand des Wetters ist, und den man zu gleicher Zeit hindern würde, den Saal zu verlassen. Nun wohl, die Vorurteile, die man seinen Kindern einprägt, sind in der Tat ebensoviele Hindernisse, die ihn festhalten, und es ist umsonst, ein ernsthaftes Streben nach Wahrheit zu erwarten von jemandem, der, durch solche Vorurteile beherrscht, in diesem Streben glaubt nachlassen zu können. „Le désir de paraître habile, empêche souvent de le devenir", hat Larochefoucauld gesagt, und ich glaube hinzufügen zu dürfen, dass nichts mehr der Unkunde in die Hand arbeitet, als die Meinung, dass man nicht unkundig ist. Ein anderer Ausdruck, den die Franzosen anwenden, um einen gewissen selbstgenügsamen Dünkel zu zeichnen, ist in den Worten gegeben: „ça ne doute de rien!" Richtig! An nichts zu zweifeln ist das sicherste Mittel, niemals etwas zu wissen. Wer nicht davongeht, wird nicht ankommen. Wer nicht strebt, wird nicht erreichen. Wer nicht sucht, wird nicht finden.

Ferne sei's von mir, zu behaupten, dass auch das Umgekehrte wahr ist. Nicht jeder, der sich auf die Reise begibt, wird sein Ziel erreichen. Nicht jedes

Streben wird gekrönt. Nicht jeder, der Wahrheit sucht, wird „die" Wahrheit erobern. Doch nichts tun, nicht streben ist im Widerspruch mit der ganzen Natur. Nichts tun, sich nicht bewegen ist Vergewaltigung unseres Seins, das aus eigener Bewegung besteht. Es ist eine Verkennung unserer Berufung, die Kampf will zur Eroberung des Unbekannten. Nicht streben nach Wahrheit ist die eigentliche, allein strafbare, allein verabscheuungswürdige Sittenlosigkeit!

Wer nun in diesem Streben sich durch das Urteil von andern binden lässt — ich würde dies nennen: Substitution des Denkvermögens — ist nicht frei in seinem Studium, und nicht verantwortet, weder indem er irrt, noch in dem Fall, dass er zufällig nur die Wahrheit gefasst hatte, die er von andern in Procura ans Tageslicht hatte fördern lassen. Was nicht in eigener Seele gewachsen ist, besitzt man nicht, und man möge dann und wann eine Birne pflücken von dem Baum, der aus Nachbars Garten seine Zweige über unsern Zaun beugt, unser Baum wird er dadurch nicht!

Doch dieses Bild ist unrichtig — wie alle Bilder! — denn solche gestohlene Frucht kann saftreich sein und schmackhaft, während die Wahrheit, deren Wurzeln nicht genährt werden durch Säfte aus dem Garten unserer eigenen Seele, allen Duftes, allen Interesses und aller Nützlichkeit entbehrt.

Ça ne doute de rien! An nichts zweifeln, alles

zu wissen, zu begreifen glauben ist das sicherste Mittel, um unkundig zu bleiben. Natürlich! Warum sollte man sich Mühe geben, etwas zu erhalten, das man bereits zu besitzen meint? Aber ei nun, wenn Galilei, Kepler, Huyghens, Newton, Humboldt an nichts gezweifelt hätten, würden sie nichts gefunden haben. Und lange vor ihnen: der unbekannte Jäger, der zuerst seinen Pfeil von Fischgräte oder seine Lanze mit hörnerner Spitze gegen Waffen von geschliffenem Stein vertauschte, muss an der Zweckmässigkeit der vorväterlichen Werkzeuge gezweifelt haben. Später muss hier und da die Frage entstanden sein, ob Steinkeile nicht mit Vorteil durch derartige Gegenstände aus gegossenem Kupfer und aus Bronze ersetzt werden könnten. Wieder ein gutes Zeitalter später gingen die bronzenen Waffen unter im Kampfe gegen das Eisen . . .

So kann ich mir vorstellen, wie ein alter Brummbär in den germanischen — oder vorgermanischen — Wäldern Predigten hielt gegen die Zweifelsucht seines Jahrhunderts, die alles schwankend mache und nun sogar an der Heiligkeit des Stoffes zu zerren beginne, aus dem Vater Wodan seine Donnermaschine gemacht hätte. Tout comme chez nous! Wenn man die lateinische Inaugurationsrede eines gewissen Professors — nach dem Urteil Huëts kann jeder, der Holländisch versteht, dieses Latein ohne Schwierigkeit lesen — in die eine oder andere vorgermanische Sprache übersetzt, haben wir genau die Waldpredigt so eines entkupferten

Buschbewohners. Dennoch drang das Eisen durch, und dennoch werden die Schüler dieses gottgelehrten Professors — wenn sie wenigstens so frei sind, frei zu forschen, was ich ihnen herzlich anrate . . .

Nun, da bin ich in der Tat regelrecht im Herzen meines zweiten Teils angelangt. Wollte ich nicht über das „Behindern der Untersuchung“ sprechen? Ist grössere Behinderung denkbar, als solch professorales Verbot des Zweifels? Die Redensart „ça ne doute de rien“ — jeder wird mir darin zustimmen — bedeutet soviel als: „er ist ein eingebildeter Dummkopf“, nein, schlimmer noch: „er ist durch die Versperrung des Weges zur Untersuchung verurteilt, in Ewigkeit ein Dummkopf zu bleiben“. Nun wohl, da wagt ein Hochschullehrer beim Antritt seines Amts — als Probe also dessen, was man von ihm zu erwarten hat — diesen dummmachenden Mangel an Zweifel als Pflicht vorzuschreiben!

Ich fürchte, dass der Geist dieses oder jenes Urwaldbrummbärs mich aus beleidigtem Selbstgefühl behexen wird, entweder weil seine Bronze-Orthodoxie weniger allgemein war als der Bannfluch des Utrechtschen Professors, oder weil er après-tout in seinen Wäldern nicht für Wahrheit bezahlt wurde. Denn Akademieen sind erst entstanden, nachdem das Zweifeln eine kanonische Untugend und das Eifern hiergegen ein besoldeter Beruf geworden war. Ich möchte nicht zu bald sentimental werden, doch es wird mir schwer, meine Entrüstung zu bezwingen, wenn ich bedenke,

wie der Staat, die Gesellschaft, das heisst wir alle, das unsere dazu beitragen, dass Menschen für die Erdrosselung der Wahrheit bezahlt werden!*)

Was ist es wohl anderes, dieses autoritäre Verdammen des Zweifels? Meint dieser Hochschullehrer, dass er und die Seinen die Wahrheit beim Schopfe hätten, und dass die Sache — wie mein Geschichtsbüchelchen — „aus“ sei? Hat er denn diese Wahrheit von seinen Vorgängern geerbt? Wenn ja, dann hätte man es dabei lassen können, und weitere Untersuchung würde, mit diesem Lehrstuhl, überflüssig sein. Dies kann nicht wahr sein, denn der Mann gab durch sein und mit seinem Auftreten als Hochschullehrer zu erkennen, dass es noch immer etwas zu sagen gäbe. Die Wahrheit, die er verkündigen würde, versprach also abzuweichen von der vorherigen, und in diesem Fall frage ich, wer dem armen, unfreien Studenten dafür bürgt, dass nicht alsbald ein anderer Hochschulgelehrter mit neuer Wahrheit zum Vorschein kommt und nun seinerseits das Zweifeln an seiner Wahrheit für Todsünde erklären wird! Wie macht es dieser unfreie Student, wenn er auf zwei oder mehr Kollegien zwei oder mehr gegeneinander gerichtete Wahrheiten verkündigen hört? Muss er im Diktat so-

---

*) Note von 1876. Der Titel des gemeinten Prachtstücks war: „De scepticismo hodierno caute vitando“, und der Delinquent hiess Osterzee. Schon in meinem Stück über Laura Ernst in den „Zerstreuten Stücken“ beehrte ich diesen Versuch des Verstandesmords mit einer Ohrfeige.

undso glauben an das Gesetz von den fallenden Körpern und im Diktat soundso an Himmelfahrt? Muss er ein absonderliches Plätzchen in seinem unfreien Kopf aufbewahren für Geologie und Darwins System und anderswo ein Eckchen reservieren für Genesis? Muss er Logik und Glauben zugleich beherbergen, auf die Gefahr, dass diese beiden Feinde sich bei den Haaren kriegen und alles kurz und klein schlagen in der allzu gastfreien Herberge? Oder . . . muss er sich ein Beispiel nehmen an jenem Arzt zu Amsterdam, der auf die Frage einer Mutter, ob eine gewisse Speise schädlich wäre für ihre Kinder, höchst vorsichtig antwortete: „Gegenwärtig . . . ja, Madame!“?

Doch noch andere Ursachen als ein professorales Verbot können uns hindern, die Wahrheit aufzuspüren. Wie alles in der Natur, sind wir dem Gesetze der Trägheit unterworfen. Ich nehme jetzt dies Wort im wissenschaftlichen Sinn. Ein Gegenstand, in luftleerem Raum einmal in Bewegung gebracht und vollkommen frei von Reibung, würde sich ewig mit der anfänglichen Schnelligkeit weiterbewegen. Warum? Nun, es besteht keine Ursache fürs Gegenteil. So auch bewegen wir uns mehrfach, wenn nur unsere Umgebung sich mitbewegt und dadurch uns alle Reibung erspart, in einer gewissen Richtung, die uns von der Wahrheit entfernt und das Zurückkehren immer schwieriger und schwieriger macht. Ein Seemann hat nautische Kenntnisse nötig, um wahrzunehmen, dass der Strom ihn wegtreibt, und um zu berechnen, mit welcher Kraft

dies geschieht. Der unkundige Passagier, keinen Widerstreit zwischen Schiff und Wasser entdeckend, meint, dass er still liegt, und würde schliesslich sehr verwundert sein, dass er irgendwo landet, wo er nicht sein wollte. So führt uns unsere Umgebung manchmal einen Weg entlang, den wir — Anhänger „freier Forschung“, das ist: Reisende nach dem Hafen des Wahren — nicht gewählt haben würden. Gegen diesen Strom anzukämpfen, ist nicht leicht; doch unmöglich, undenkbar ist dieser Kampf, wenn wir nicht einmal wissen, dass dieser Strom uns mitführt.

Wie entdecken wir diesen verräterischen Anfall auf unsere freie Forschung? Und wie segeln wir — um uns eines Seemannsausdrucks zu bedienen — diesen Strom tot?

Der Steuermann wählt feste Punkte, ausserhalb der Macht des fliessenden Wassers gelegen. Er vertraut seiner ausgeworfenen Logleine nicht — macht diese doch gemeinsame Sache mit dem Feind und treibt trügerisch mit Schiff und Wassermasse — nein, er sucht seine Stütze in höheren Dingen als der beweglichen See. Sonne, Mond und Sterne bieten darum feste Ausgangspunkte für die Berechnung dar, weil sie nicht mit dem Fahrzeug mitgezerrt werden durch das Wasser. Wo findet nun jemand, der seinen Weg nach der Wahrheit unentwegt verfolgen will, dergleichen Stützpunkte zur Bestimmung von Kurs und Entfernung?

Jeder Professor der Theologie, jeder Dorfgeistliche

würde gewiss hierauf sofort eine Antwort bereit haben. Der Massstab der Wahrheit ist diesen Herren zufolge: „die Schrift“ — das will sagen, die tausenderlei Arten, in denen diese „Schrift“ durch verschiedene Herren ausgelegt wird — aber ich fürchte, dass wir uns auf dem Terrain dieser Nautik sehr häufig mit der Antwort von dem Amsterdamer Arzt würden begnügen müssen. Denn die Navigations-Begriffe der Schriftgelehrten ändern sich manchmal. Und darauf vertrauend würden wir bald das merkwürdige Schauspiel erleben, dass von den vielen Passagieren auf einem Schiff der eine vielleicht glaubt, in Afrika gelandet zu sein, der andere in England, der dritte am Südpol.

Die Wahrheit ist, dass die, die nach dem Kompass patentierter Wahrheitssteuerleute segeln, niemals irgendwo landen. Die Eigenartigkeit des grossen Entdeckungszuges, den mitzumachen uns allen geziemt, liegt gerade darin, dass jeder unter uns am Ruder seines eigenen Verstandes zu stehen hat. Jeder unter uns ist sein eigener Jason auf der Argonautenfahrt nach dem Colchis der Wahrheit, und wer das Steuern andern überträgt oder überlässt, hat es sich selbst zum Vorwurf zu machen, dass er anstatt goldenen Vliesses und Ehre Schimpf und Schande nach Hause bringt.

Aber noch einmal: welche festen Punkte, ausserhalb des Stromes gelegen, bietet uns die Natur an?

Welche Punkte?

Die Natur selbst, die ganze Natur! Wer sie studiert, ohne Vorurteil, ohne zurechtgestutztes, voraus-

bestimmtes Resultat, mit dem festen Willen, frei forschend die Wahrheit zu finden, wahrlich, er wird nicht mittreiben! Der Strom möge hier und da seinem Streben Abbruch tun ... nicht alle zurückgelegten Meilen Entfernung mögen immer ebensoviele Meilen Fortschritt sein ... er wird sich nähern, nähern, immer mehr nähern! Und diese Annäherung an die Wahrheit ist das wahre goldene Vliess, das wir von Colchis zu holen haben. Immer wird's etwas Neues zu erobern geben, denn die Zahl der Feinde — Irrtümer — ist endlos. Aber mit jedem Sieg, errungen über einen Irrtum in uns selbst oder in andern, wird unsere Kraft steigen. Unser Ehrgeiz wächst in dem Masse, als er mehr befriedigt wird ... jeder neue Prickel wird anfeuern zu neuem Kampf, zu neuer Eroberung ... und gewisslich wird der zum Schluss der Reichste sein, der Zufriedenste, der Glücklichste, der die grösste Anzahl von Minotauren in dem Labyrinth unseres gesellschaftlichen Creta wird erschlagen haben.

Studium der Natur als Hilfsmittel zur Freiheit des Studiums? Ja. Das SEIN lügt nicht. Wer den Gesetzen des Seins nachgeht — ich gebrauche hier das Wort „Gesetze“ als annähernde Bezeichnung; es besteht kein „damit“, alles ist „weil“! — segelt den Strom der Vorurteile tot. Das andauernde Spüren nach der Ursache der Dinge — das ‚rerum cognoscere causas‘, darin der lateinische Dichter sehr zu Recht das Glück suchte — macht uns allmählich unzugäng-

lich für Präkonzeptionen der would-be gelehrten Fakultäten, und gibt uns alsbald eine gewisse Fertigkeit, zu unterscheiden, was in der Tat ist, gewesen ist und bleiben wird, und was unter den Rechtstitel fällt von Gelegenheitswahrheit, Volksvorurteil, Modeglauben und Täuschungskunst.

Die Menschheit, en bloc genommen, ist weniger gut — im intellektuellen oder moralischen Sinn, wie man es nehmen will, und wahrscheinlich ist dies ein und dasselbe — die Menschheit ist weniger gut als der Mensch. Vielleicht wohl, weil sie länger lebt und also, ohne viel Gelegenheit zu freier Forschung, mehr Zeit hat zum Abirren. Niemals stapelte eine Person soviel Torheit oder Verbrechen — wiederum ein und dasselbe — auf einander, als unser genus. Wir haben Hexen und Ketzer verbrannt — ich meine Sie nicht, meine Herren! — wir haben den Turm zu Babel gebaut, oder, was noch törichter ist, wir haben ihn bauen wollen. Wir lügen täglich. Wir verstehen einer den andern nicht . . . eine natürliche Folge der Nichtvollendung des Turmes. Wir suchen Tugend in Gewohnheit, und machen aus Gewohnheiten unsere Tugend. Wir verdrehen unseren Verstand und pochen darauf gegenüber den andern Tieren, die zu bescheiden sind, um uns zu widersprechen. Wir verachten unsere eigene Rasse, sobald wir Exemplaren begegnen, die anders irren als wir. Wir sind verschwenderisch mit der teuersten Sache von der Welt, da wir unsere Vernunft weggeben um nichts, und geizig sind wir mit dem

Billigsten, wir, die wir für alle Zeiten die Wahrheit im Brunnen verbergen. Wir haben „die Rechte“ und alberne Bücher, politische Parteien, Cylinderhüte und Theologie erfunden und noch viel Narrheit mehr.

Welches Individuum hat solches Sündenregister? Nun wohl, all diese alten Sünden hätte die Menschheit vermeiden können, wenn sie sich durch das Eindringen in die Gesetze des SEINS auf freie Forschung gelegt hätte.

Physik — um Himmels willen keine Metaphysik, keine Übernaturlehre, keine Weisheit von etwas ausserhalb des Seins. Physik ist das wahre Heilmittel gegen das Verbrennen von hässlichen alten Weibern und das Bauen von albernen Türmen. Physik ist die wahre Friedensstifterin. Der Soldat, der Archimedes erschlug, würde dem Mann kein Leides getan haben, wenn er einigen Begriff gehabt hätte von des Mannes herzlichem: εὕρηκα! Physik lehrt Wahrheit sprechen, denn Lüge wird ein Greuel für jemanden, der täglich verkehrt im Tempel der Natur, wo alles wahr und das Unwahre unmöglich ist. Physik lehrt uns korrekt urteilen, und schützt uns vor Unsittlichkeit, die, recht betrachtet, auf Begriffsverwirrung hinausläuft. Physik gymnastisiert den Verstand und lehrt uns, wie wir uns festhalten können an Stütze, Balken oder Seil von einem unbestreitbaren, von uns selbst tauglich befundenen Gegebenen, um eine unumstössliche Folgerung im rechten Augenblick sich auf ihre Beine stellen zu lassen. Physik lehrt uns — in einer von ihren

Unterabteilungen: Physiologie — milde urteilen über unsern Nächsten, denn: begreifen ist vergeben. Physik bewahrt uns vor Verschwendung und Geiz: durch sie lernen wir die Dinge auf ihren rechten Wert schätzen. Physik vertreibt die Begierde nach Kunstspeise für den Geist. Sie lehrt uns die „Rechte“ geringschätzen, die meistens auf Fiktionen gegründet und also oft eine Verspottung des Rechtes sind. Sie bewahrt uns vor dem Geschmack an sinnloser Literatur. Vor politischen Parteien . . . namenlosen Genossenschaften zur Verbreitung von zwei Wahrheiten gegeneinander. Vor Theologie . . . dieser hysterischen Betrachtung von Dingen, die nicht sind, und die denn auch nach dem Zeugnis der Adepten selbst just dem ihren Wert entleihen, dass niemand sie begreifen kann.

Physik in einem Wort ist der wahre und einzige Gottesdienst. Im unbehinderten Erforschen der reichen Natur liegt das Mittel, die Menscheit hinaufzuführen zu dem grösstmöglichen Mass von persönlichem Glück und allgemeiner Verbrüderung. Wenn dieser oder jener Donnerer auf dem Olymp mit diesem Programm nicht zufrieden ist, dann erkläre ich ihn für sehr anspruchsvoll. Und wie Hiob fordere ich ihn auf, einmal herabzukommen und zu probieren, ob er selbst, seiner olympischen Majestät entkleidet, imstande sein würde, etwas Besseres zu liefern oder zu erstreben.

Wenn mir das Amt eines Vorsitzenden auf dem Olymp, eines Weltgesetzgebers übertragen wäre, würde ich meine Zuflucht zu einem Zitat aus Cicero nehmen,

und zwar zu dem gewöhnlichen Schluss seiner Briefe: „cura, ut valeas“. Curate, ut valeatis: Menschlein, sorgt, dass es euch gut gehe!

Das würde fürwahr eine kurze Bibel sein! Und für Schriftausleger würde es wenig zu verdienen geben!

Naht einmal diese Zeit, so würde die Menschheit gut tun, sich als Priester Lehrer auszusuchen in den Dingen, die sind, bis zu dem Augenblick, da jeder für sich ein ordinierter Priester in dem grossen Tempel der Natur geworden wäre.

Es ist selbstverständlich, dass ich das Wort „Naturkunde“ im allerweitesten Sinn genommen habe. Unsere schülerhafte Teilwut hat allmählich Unterschied aufgestellt zwischen den verschiedenen -logien, die doch, genau genommen, alle hinauslaufen auf das eine: Untersuchung nach der Art der Dinge. Sirius gehorcht denselben Gesetzen wie der Marmel des Kindes. Wärme, Bernsteinkraft, Anziehung, alles wirkt überall gleich, überall finden wir einen Familienzug im allgemeinen Streben. Ich habe eine überraschende Übereinstimmung entdeckt zwischen der sogenannten Wahrscheinlichkeitsrechnung — anschaulich vorgestellt — und der Korallenbildung. Der Narr, der in Wiesbaden an einer Serie von Rot zugrunde geht, hat einen Feind gleicher Art zu bekämpfen, wie der Schiffer, der auf eine unlängst gewordene Klippe stösst. Die Geschichte — nicht mein blaues Büchelchen mit dem Schnörkel auf dem Schmutztitel — arbeitet in derselben Art wie

Korallen, Polypen und Infusionstierchen. Sprachen und Dialekte gehorchen der Notwendigkeit, die die Basis des Darwinschen Systems bildet . . . der einfachsten Sache der Welt, die auch darum so spät bekannt geworden ist. Städte — ich sagte dies bereits, kristallisieren sich wie Stalaktiten, befrierende Fensterscheiben oder Kandiszucker. Staatsregierungen halten sich aufrecht durch eine Art kapillarer Attraktion. Wer die Theorie von den Haarröhren gut studiert — und sonst in den Rahmen einer Partei passt — ist ein brauchbarer Finanzminister. Die Eroberung eines Frauenherzens erfordert dieselben Voraussetzungen von Wollen und Können, wie die Eroberung eines Weltteils.*) Der Botaniker wird begreifen, wie sich unser Knochensystem aus Kalk bildet, und ein Zoolog oder ein Viehmäster wird einsehen, warum die aus Brasilien nach Buitenzorg verpflanzte Vanille-Orchidee Hülfe nötig hatte, um Schoten hervorzubringen . . .

Zum hundertsten Mal: alles ist in allem, und wenn ich als Hülfsmittel zu freiem Studium Physik im allgemeinen anempfahl, ersuche ich — und nicht zum wenigsten! — acht zu geben auf den Teil der Naturkunde, der uns selbst zum Gegenstande hat. Obschon es nur ein Versemacher war, der es gesagt hat, wahr ist es doch: „the proper study of mankind is man".

---

*) Siehe darüber u. a. in den „Abenteuern des kleinen Walther". (In meiner deutschen Übersetzung: I. Auflage, I. Band, S. 151 bis 158.)

Dieser Ausspruch gibt mir Veranlassung, zu einigen Betrachtungen überzugehen, die den dritten Teil meiner Rede ausmachen werden. Wir haben nämlich auf menschkundige Art zu untersuchen: welche Hindernisse manchen Individuen beim freien Forschen im Wege stehen. Wiederum wird es mir unmöglich sein, diesen Gegenstand vollständig zu behandeln. Die Arten von Hindernissen, die in uns selbst liegen, sind so zahlreich, dass ich mich damit begnügen muss, nur einzelne davon anzudeuten.

Manche werden von einer fixen Idee beherrscht. Ihr Vorurteil ist ein heiliges Häuschen, daran nicht gerührt werden darf bei Strafe des Anathemas! „Rede, was du willst . . . dieses, dieses oder dieses ist ein Pfahl über Wasser!" Mir ist es recht, und ich gebe zu, dass etwas Pfählernes in solchem Raisonnement liegt. Schade nur, dass so ein Pfahl gewöhnlich bereits in den Tagen Grossvaters eingerammt ward oder . . . früher, und dass es also der Mühe wert sein würde, einmal nachzusehen, ob man das Ding noch immer als Dückdalbe brauchen kann. Wie kommt es zum Beispiel — um nun einmal über religiöse Gesinnungen zu sprechen — dass beinah alle Kinder über Erbsünde, Transsubstantiation, päpstliche Gewalt oder Mahomeds Verdienst genau so denken wie die Eltern? Ist es nicht sehr zufällig, dass in den meisten Familien die „freie Forschung" von heute genau dieselben Resultate ergibt wie die „freie Forschung" eines früheren Geschlechts?

„O,“ sagt man, „das ist sehr natürlich! Solche oder solche Begriffe sind den Kindern eingeprägt.“

Kein freies Studium also! Just, was ich beweisen wollte.

Andere wiederum haben Furcht vor einer gewissen Leere, die durch den Verlust einer Lüge entsteht, und beeilen sich, das Verlorene durch etwas von gleichem Gehalt zu ersetzen. Ich kann mir vorstellen, wie die römisch-griechische Kultur — oder Unkultur — des Bas-empire mit Begier die katholischen Heiligen annahm, um die Plätze von den vertriebenen Göttern zu besetzen. Noch heute ist es sehr schwer, dem Volk einen Irrtum zu nehmen, ohne — wie ein Finanzminister, der die Stempelsteuer einzieht — für ein gehöriges — oder ungehöriges — Äquivalent zu sorgen. Solche Leute kommen mir vor wie Hausbediente, die, nachdem sie den Flur gefegt haben, sofort neuen Schmutz darauf werfen: „weil doch etwas da liegen muss“. Wo so ein Hunger nach Schmutz und Lüge besteht, ist Reinlichkeit und freie Forschung unmöglich.

Was soll ich von denen sagen, die aus Stolz oder Eigensinn sich weigern, zu untersuchen, ob ihr „Pfahl über Wasser“ verfault sein könnte? Von ihnen, die meinen, dass ihr Verstand von heute ein gemieteter Claqueur für ihre Intelligenz von gestern sei? Würden sie auch zu stolz sein, um Bauchweh nach der Überladung ihres Magens zu fühlen? Zu stolz, um nass zu werden im Bade? Oder um Wert auf die Achtung einer Genossen-

schaft zu legen, die sich „freies Studium“ zum Ziel setzt?

Muss ich auf die vielen verweisen, die zu träg sind, um die Meinung zu ändern? Die Zahl dieser ist gross, und ich habe Mitleid mit der Einfältigkeit ihrer Berechnung. Denn siehe, dieser Weg muss dennoch bewältigt werden! Ihnen bleibt schliesslich nur die Wahl, entweder mit mehr als gewöhnlicher Anstrengung die einzuholen, die vorbeistrebten, oder keuchend hinterher zu humpeln im lächerlichen Seelenkleid einiger Moden vorher. Sie sehen nicht ein, dass ihr Abscheu gegen das Neue weiter nichts ist als misslungene Modernisierung des Allerältesten.

Ein unheilvolles Hindernis für freie Forschung liegt ferner in Nationalität. Ich kann Ihnen — gemäss meinem freien Studium, das ich gern an den Resultaten anderer prüfen will — versichern, dass ich nirgend in der Welt ein Volk gefunden habe, das mit den Beschreibungen übereinstimmte, die mir über so ein Volk aufgedrängt waren. Der Javane ist faul und feige . . . eine Lüge! Der Franzose ist heiter und höflich . . . zwei Lügen! Der Deutsche ist sentimental . . . eine Lüge! Der Engländer ist grob . . . eine Lüge! Der Holländer . . . besitzt alle Tugenden. Er ist freiheitsliebend, aufrichtig, edelmütig, ehrlich . . . nun ja, dies alles ist die Wahrheit. Davon weiss ich zu reden! Aber dennoch glaube ich nicht, dass es so sofort erkannt werden würde von Fremden, die — ohne Vorurteil —

unser Land zum Gegenstand ihres freien Studiums wählten.

Ein Hindernis auf dem Wege freier Untersuchung ist sodann Sinnlichkeit. Ich nehme hier — gegen meine Gewohnheit — dies Wort in dem gebräuchlichen Sinn. Wie ich es sonst auffasse, tut nichts zur Sache. Aus Sinnlichkeit nehmen wir Eindrücke — behagliche oder unbehagliche — bequemlichkeitshalber als Meinungen an, und meinen etwas demonstriert zu haben, wenn wir Eindrücke oder Gefühl zum Ausdruck bringen. Wir sind in diesem Punkt wie manche Ärzte, die Kaffee oder Wein gesund finden oder nicht, je nachdem sie selbst mehr oder weniger von diesen Getränken eingenommen sind. Und mehr noch, meint man, dass der Katholizismus je geherrscht haben würde ohne Malereien, Stand- oder Wandbilder? Ohne ewig junge Jungfrauen? Ohne bildschöne, nackte Sebastiane oder Laurentiusse? Ohne eindruckerweckende Gebäude, ohne Musik, und ohne Weihrauch?

Wahrlich, die Dogmatik vieler sitzt in Augen, Ohren, Nase und . . . anderswo, und ich behaupte, dass diese Organe keine sachgerechten Arbeitsplätze darbieten für das freie Studium des Verstandes.

Noch andere legen ihr Studium in Banden durch ein gewisses krankhaftes Hinneigen nach falscher Poesie. Wer sich nicht heranwagt an die Wahrheit, sucht Betäubung in ungesunden Lügen, deren Klang den Mangel an Gehalt aufwiegen muss.

Versemacherei und eine gewisse Sorte Musik haben viel Unheil gestiftet. Unter gebildeten und entwickelten Schauspielern — es gibt solche! — hat ein gewisses Diktum Geltung: „un premier ténor a le droit d'être bête, mais il y en a qui en abusent". Nun, diesen Missbrauch des Rechts, dumm zu sein, habe ich oftmals wahrgenommen bei denen, die Klang für Sinn nehmen und das Wort „Urteil" auffassen, als sei der gesunde Verstand eine private Eigenschaft der Ohren. Ein anderer Ausspruch: „ce qui ne vaut pas la peine d'être dit, on le chante", nötigt mich zu der einigermassen freien Übersetzung: „was für Prosa nicht gut genug ist, wird in Verse gebracht", und auch hierbei findet der gesunde Verstand — das freie Studium — seine Rechnung nicht! Ich habe mehrmals in sogenannt gebildeten Kreisen eine Probe angestellt, wie weit die Vergewaltigung des Denkvermögens gehen könnte, indem ich Verse von hinten nach vorn — das heisst die letzte Zeile zuerst — vortrug, und zu häufig ist mir diese Probe gelungen, als dass ich besonderes Vertrauen auf das Urteil gar vieler setzen könnte, die manche nicht umgekehrt gelesene Gedichtzeilen so ausnehmend schön finden.

Dennoch, es liegt in der Meinung, dass die Wahrheit nicht poetisch sei, ein bedauernswerter Irrtum. Die Erzeugnisse unserer Literatur sind aus Abgründen und Wolken gemacht. Verzweiflung, Hass, Liebe, Armut, Reichtum, Verbrechen, Tugend . . . alles ist übertrieben, überspannt, bis zur Unmöglichkeit ausgereckt,

verreckt und also unwahr. Nicht der Poesie werfe ich diese Irrtümer vor. Sie will Wahrheit. Nein, sie sind die Folge der Sucht nach falscher Poesie, die falschem Geschmack entsprechen muss, falschen Bedürfnissen. Diese verwünschte Nachbildung ist Ursache der Geringschätzung, der die wahre Poesie blossgestellt ist. Die wahre Poesie ist mit Philosophie eins und strebt mit ihr nach dem rechten Begriff von der Art der Dinge. Wahre Poesie ist nicht Widersacherin der freien Forschung, sondern ihre liebe, treue Bundesgenossin*).

Dir bin ich genaht, Hauptfeindin der freien Forschung: feiger Anstand! Dir, der du aus Menschenfurcht täglich die Wahrheit kreuzigest, weil ein gewisser tonangebender Pöbel sich rächen will für das Urteil, das über ihn ausgesprochen ward: „Otterngezücht und übertünchte Gräber!" „Das sagt man nicht ... das tut man nicht!" ist die ultima ratio

*) Note von 1876. Noch immer gewahre ich, dass ziemlich allgemein die Worte „Poesie" und „Verse machen" für identisch gehalten werden. Und dieser lächerliche Irrtum besteht nicht allein bei Laien, bei Personen, die auf dem Gebiete des Geistes zum Bürgerstand gehören, sondern auch bei Führern, Dozenten und Professoren. Wann endlich wird man denn einsehen, dass das Rangieren von Satzteilen in Mass und Reim ein armseliges, kindisches Kunststück ist, das mit Poesie, das ist allbegreifendes Zusammenfassen von allem, was es für den Menschen wahrzunehmen gibt, nicht im geringsten etwas zu tun hat? Dass es Dichter gegeben hat, die Verse machten, gab ich bereits früher zu. Diese Dichter werden wohl auch gegessen und getrunken haben, aber nicht darin bestand ihre Poesie.

dieser Herren, die im „qu'en dira-t-on" der Nachbarn ein vertrauenswürdiges Kriterium ihrer Begriffe zu finden meinen. „Das sagt man nicht!" wird auch gewiss dieser oder jener Pharisäer zu Jesus gesagt haben, als er das Auffressen von Witwen und Waisen verdammte. „Das tut man nicht!" rief man ihm zu, als er am Sabbat Ähren pflückte und daran seine Betrachtungen anknüpfte. „Das sagt man nicht, das tut man nicht!" würde man ihm noch heutzutage zurufen, wenn er in unseren Strassen, in unseren Hörsälen, in unseren Tempeln predigte, was er für wahr hielt.

Ich wage zu fragen, ob die vielen, die mich verurteilen, weil ich seine Vorschriften nicht für bindend und ihn selbst für einen fehlbaren Menschen halte . . . ich frage, ob sie denselben Jesus, den sie im Himmel anzubeten vorgeben, in ihren Salons auf Erden aufnehmen würden, wenn er dort um Zugang in der Kleidung bäte, die man auf einem Gemälde so pittoresk findet, das heisst ohne Halsbinde, ohne Strümpfe und ohne Hose?

Feigheit ist eine der grössten Beschwerden für freies Studium, denn nicht weniger als die wahre Poesie hat Philosophie Bedürfnis an diesem Hauptelement richtigen Denkens: an Mut!

Und nicht allein zum Verkündigen einer gefundenen Wahrheit, nein, sogar zum Finden und Erkennen ist dieser Mut erforderlich. Bei jedem neuen Vorurteil, das wir besiegen, befängt uns eine gewisse Scheu, durchzutasten und das Gefundene zu

unserm Eigentum zu machen. Der Verlust eines Gespenstes scheint an sich ein Gespenst, und viele von uns hatten einmal, wie Karl XII. in seiner ersten Feldschlacht beim Hören der pfeifenden Kugeln, jene Ermunterung nötig: „Gut! dies soll fortan meine Musik sein!"

Wenn je, dann ist auf dem Schlachtfeld der freien Forschung dieser Mut nötig beim Beurteilen der Sittlichkeit. Vergessen wir niemals, dass die Tugenden des Tages keine Tugend ausmachen, und dass die Gesetzgeber auf dem Gebiete der Sittlichkeit häufig die Meinung ändern. Was ist gut? was ist nicht gut? sei die Frage, die der freie Student sich vorlegt. Nicht: was ist erlaubt nach den Sitten der Gesellschaft, die in der Regel ihre Sitten gibt an Stelle des Guten, und — wie die Mutter von artigen Kindern, von denen ich sprach — ihre Aufmerksamkeit mehr auf Ruhe und Ordnung richtet als auf die Forderungen der Wahrheit und die Rechte des Individuums. Wohl erkenne ich an, dass die Befolgung der aufgestellten Regeln, insoweit damit keinen höheren Interessen geschadet wird, Pflicht ist. Ich selbst würde mich nicht gern in der Öffentlichkeit in Hemdsärmeln oder unbeschuht zeigen. Aber . . wenn das Wegwerfen von Rock und Schuhwerk nötig wäre zum Retten eines Mitmenschen . . . wenn ein gewisser konventioneller Ton mich hinderte in der Äusserung von Meinungen, die höher stehen als Konvention . . . dann glaube ich mir die Freiheit nehmen zu dürfen, unbeschuht und unbekleidet mich zu zeigen, mich zu äussern und zu

handeln, wo meine Gegenwart, meine Meinung oder meine Hülfe durch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Wahrheit gefordert wird!

Der verfügbare Raum lässt nicht zu, hier des breiten zu behandeln, wie freies Studium gehindert wird:

durch verkehrtes Lesen oder unrichtiges Verstehen,

durch offizielle Verdrehung der Wahrheit,

durch das Schwören bei den Worten des Meisters . . .

Bereits anderswo habe ich gesagt, dass das αὐτὸς ἔφα vom Pythagoras mir nicht gefiele im Pythagoras. Er hätte seinen Jüngern diesen Fluch abgewöhnen müssen. Man bedenke, dass es die Pflicht des Meisters ist, Schüler zu bilden, die ihn übertreffen. Ihre Aufgabe wird schwerer sein als die seine, weil ihnen mehr gegeben ist als ihm: sie hatten ihn vor sich!

Wie weiter unser freies Studium behindert wird:

durch das Interesse, das viele an der Anwendung vorteilsichernder Lügen haben,

durch die sonderbare Meinung, dass freies Studium entweder in einem liederlichen Nichtstun oder im Verschmähen von Regel und Anstrengung bestände, als ob die Natur ihre Schätze an Betrunkene, an Träumer und Müssiggänger vergeudete,

durch die Nichtbeachtung der Gelegenheit, durch andere auf die Wahrheit aufmerksam gemacht zu werden . . .

Man sagt nämlich, aber ich stehe für die Wahrheit nicht ein und ersuche jeden Hörer, der kein Spross von dieser oder jener alma mater ist, mich nicht zu begreifen . . .

Wie soll ich flüstern, um beinah nicht verstanden zu werden?

Man sagt . . . ich wage es wahrlich nicht . . .

Versprechen Sie mir Geheimhaltung?

Man sagt, dass es in . . . Salamanca Studenten gibt, die meinen frei zu studieren durch die gewissenhafte Meidung aller Kollegiensäle. Wenn jeder, der niemals Kollegien besuchte, freier Student ist, dann verlange ich das Diplom eines Doktors in der Philosophie für alle Südsee-Insulaner.

Wie Behinderung liegt:

darin, dass man ausschliesslich Stimmen Gehör gibt, die von einer Seite kommen — wenn je, dann hat hier das „audi et alteram partem" Geltung!

darin, dass man zuviel Wert legt auf kurze, scheinbar kräftige Aussprüche — nicht immer ist das Pikante ein Merkmal der Wahrheit . . . man wisse zu unterscheiden zwischen glänzendem Schein und Wärme, zwischen Feuerwerk und Feuer!

Behinderung freier Forschung liegt:

in Zweifelsucht — nicht zu verwechseln mit erlaubtem und pflichtmässigem Zweifel! — eine Sucht, die nicht nach Zweifel durch Untersuchung zum Wissen leitet, sondern von Wissen ohne Untersuchung zu nichts.

Freie Forschung begegnet einem Hindernis:

im Kampfe gegen materiellen Mangel, worin uns von den Kapitalisten unter uns nicht so freigebig beigestanden wird, wie denen, die „in Gespenstern machen", von ihren Geistesverwandten geschieht. Bibel- und Missionsgesellschaften, Kirchen, Klöster, Börsen zur Beförderung unfreier Forschung, Alumnate . . . ja, dies alles ist beschämend für die, die sagen, dass sie Wert auf Entwicklung legen, doch Portefeuille und letzten Willen in Unkunde lassen über diese vorgebliche Sehnsucht nach Fortschritt. Bedenken sie nicht, wie schwer freie Forschung dem Kämpfer fällt, wenn der grösste Teil seiner Zeit und seiner Geisteskraft nötig ist zur Lösung des Problems: wie soll ich den Kampf weiterführen? Ist denn allein auf dem Gebiete der Wahrheit der Arbeiter seines Lohnes nicht wert? Begreift man nicht, wie

> Die Glut der höhern Sehnsucht wird erstickt,
> So nur gemeinem Kampf das Leben gilt,
> Und Sterbens Aufschub noch das einz'ge Ziel ist?

Muss denn immer und immer die Arbeit von heute belohnt werden mit Standbildern in der Zukunft? Ist es gewissen Leuten nicht vergönnt zu leben . . . bevor sie tot sind?

Nein, nein, dies alles darf ich nur anrühren — man würde den Verdacht haben, dass ich persönlich bin, obschon dazu durchaus kein Grund besteht — und ich will nun noch zum Schluss eben auf die hinweisen, die die freie Forschung ersticken, indem sie sie be-

graben unter dem Staub von Laden oder Bureau, Kaserne oder Kanzlei. Auf die vielen, die sich erlauben, kein Mensch zu sein, weil sie in Kaffee, Diplomatie, Pelotonfeuer, Schriftgelehrtheit oder Konsignation machen. Ei nun, welches Recht haben sie, über die höheren Interessen des Menschen mitzusprechen, wenn sie selbst zugeben, dass sie ihre muffige Fachweisheit höher stellen als freie Forschung auf allgemeinem Gebiet? Täglich hört man diesen oder jenen, scheinbar demütig genug, sich berufen auf die Eigenartigkeit seines Berufs, der ihm zu solchen oder solchen Untersuchungen die Zeit nicht lasse. Ist es schon so weit mit unserer Gesellschaft gekommen, dass man, um am Leben zu bleiben, das höchste Gut des Lebens — Entwicklung! — würde aufgeben müssen? Aber sie meinen es nicht! Raune solchem Fachmann in Kaffee, Diplomatie oder Schriftgelehrtheit mal zu: „du darfst nicht mitsprechen!“ Sofort wird man gewahr werden, dass er recht tüchtig Anspruch macht auf den Rang, den freies Studium gibt, und er wird es Ihnen sehr übel nehmen, dass Sie ihn beim Wort hielten. Dennoch hätten Sie dazu das Recht, denn so ein Mann bewegt sich — wie die Holzlaus, die von dem Schulknaben in einen Ring von Speichel eingeschlossen wurde — in der Tat in einem sehr engen Kreise.

„Navita de ventis, de tauris narrat arator“, hat Ovid gesagt. Und mir ist es schon recht, wenn nur nicht die Herren, die über nichts als Wind und Ochsen mitreden können, sich den Rang und die Rechte

anmassen, die die natürliche und billige Belohnung der freien Forschung auf dem Gebiete der Wahrheit sind.

Wir stehen am Ende. Nicht meines Gegenstandes, aber meines Vortrags. Ich hatte Mühe, mich zu beschränken, denn der Stoff ist reich. Ich bin überzeugt, dass viele unter Ihnen wohl andere Hindernisse würden nennen können, die der Freiheit Ihres Studiums im Wege stehen. Vielleicht kämpfen Sie dagegen.

Heil uns, so wir, als getreue Dienstknechte Betäubungskunst und Trägheit, Menschenfurcht und Vorurteil uns widersetzend, berufen sein möchten, ein Steinchen beizutragen zum grossen Gebäude!

Und niemand glaube sich von dieser Berufung befreit. Wer heute Zuhörer ist, sei morgen der, der vorangeht. Wer heute empfing, gebe morgen zurück. In jedem Kreise, in jeder Stellung sind Irrtümer zu bekämpfen, und jedes Glied der Gesellschaft ist verpflichtet, sich zum Ritter schlagen zu lassen in dem grossen Kreuzzug gegen das Ungeheuer Lüge!

Mut, Umsicht und Treue in diesem Kampf, ja, das ist der Adel, den wir unsern Kindern nachlassen, auf dass das menschliche Geschlecht, jetzt Leibeigene und Sklaven von Dummheit und Vorurteil, ein Geschlecht werde von Aposteln und Prinzen, ja, von Hohepriestern, Königen in dem Tempel und dem Reich der Wahrheit.

Ich habe gesprochen.

Ideen.

[Aus den „Ideen“ ausgelesene Gedanken über Philosophie, Denken und Gedankenausdruck, Wissenschaft, Gott und Gottesglauben, Christus, Gesellschaft und Individuum, Politik und öffentliches Leben, Persönliches, Erziehung und Unterricht, Schriftsteller, Sprache, Kunst und so weiter.]

Es ging ein Säemann aus zu säen.
Jesus.

Texte, keine Predigten.
Winke, keine Vorschriften.

Es gibt nur ein Mysterium: das Sein. Das übrige ergibt sich von selbst aus den Eigenschaften des Seins.

Und dieses Mysterium ist noch nicht so tief, als es das Gegenteil sein würde. Denk einmal nach über die Widersinnigkeit eines Nichtseins.

*

Das Sein. Da hast du also das Wort der Worte, den Logos: es ist. Ich meine hierin die beste Grundlage für die Philosophie zu finden, die sicherste, die einzige.

Dass der Übergang zu meinem System Unruhe und Bekümmerung zuwege bringt, gebe ich zu. Doch das System selbst, einmal angenommen mit dem ehrlichen Mut, der eine Folge ist von Liebe zur Wahrheit, wird der eigentlichen Berufung der Weltweisheit gerecht: es wirkt versöhnend, es befriedigt. Was mich angeht,

so bedauere ich, dass meine Pflicht mich so oft zu bitterem Verweise treibt. Dürfte ich der Stimmung meines Gemüts nachgeben, ich würde religiöse Loblieder singen zur Verherrlichung der Seelenruhe nach der Vertreibung allen Spuks. Die Geistesarmen, die fortwährend in Angst sitzen vor den Launen eines niemals gesättigten, kleingeistigen, tadelsüchtigen Gottes, können sich keine Vorstellung machen von der Ruhe und Gelassenheit, die der Lohn ist des Mutes, durchzudenken bis zur äussersten Konsequenz. Halb- oder Viertel-Atheisten sind gewiss zu beklagen. Aber kann man nicht dasselbe von Halb- oder Viertelgläubigen sagen? Und Ganzgläubige ... gibt's nicht! Sie lavieren, passen, messen und feilschen . . . das brauche ich mit meinem Gott nicht zu tun: Zwei mal zwei ist vier! Was darüber ist, das ist unmöglich, widersinnig, und also für einen Diener des Logos vom Übel, böse.

*

Beim Suchen nach Wahrheit darf uns nichts heilig sein als die Wahrheit selbst. Dies würde ich Gottesdienst nennen mögen, wenn mann denn dies Wort behalten will.

*

Gleichgültigkeit, Achtlosigkeit, Trägheit sind Widersacher, die der Wahrheit mehr Abbruch tun als absichtlicher Betrug.

Die Menschheit ist zu schwach, um schlecht zu sein.

Höchstens weiss sie sich zu bringen zur künstlichen Aufrechterhaltung von — nun einmal bestehenden — verkehrten Begriffen, die einen scheinbaren Vorteil liefern. Erfunden jedoch, aufgedrungen, eingeführt mit genau umschriebenem Plan für den Missbrauch der Folgen wird ein Irrbegriff selten. Die Erben der im Sterben liegenden Wahrheit vergiften die Kranke nicht. Sie drängen nur den Arzt beiseite, der sie gesund machen will.

*

Qui bene distinguit, bene docet. Richtig. Wer Unterricht gibt, muss scheiden und unterscheiden, um den Schüler das Ganze erfassen zu lassen in Teilen.

Doch der Philosoph — auch stets ein Schüler — der berufen ist zur Verkündigung von allgemeinen Schlussfolgerungen, muss zusammenfassen, um zu begreifen und zu urteilen.

Wir beginnen also mit Distinktion, Analyse, Antithese. Wir müssen endigen mit Synthese und Konjunktion.

Wenn man den Lauf unseres Forschens in sichtbarer Form darzustellen trachtete, würde diese Form einem Plattfisch gleichen. Am Anfang und am Ende spitz, und breit in der Mitte. Die meisten von uns sind und bleiben zwischen Kopf und Schwanz.

*

Der gänzlich Unentwickelte nimmt weder Unterschied noch Übereinstimmung wahr. Darauf folgt das Sichten. Und das Zusammenfassen ist die Aufgabe des Philosophen.

*

Ich weiss nicht, Leser, ob du eine Leserin bist.

Ich zweifle an der Existenz von Seeschlangen und politischer Ehrlichkeit.

Ich bestreite die Möglichkeit des Wiederkommens von gestern.

Sie, die „wissen", werfen öfters die Worte durcheinander, die ich unterstrich. Und aus dieser Verwechslung ziehen sie ihren Vorteil. Deutlichkeit im Ausdruck, ihr Herren!

*

Unser Nichtwissen in Verbindung mit der Lust, wohl zu wissen, und mit dem Bedürfnis nach Wissen ist der Triumph der Menschheit. Just darin liegt der Unterschied im Ansehen zwischen uns und anderen stofflichen Organismen, dass wir zu dem Bewusstsein unserer Unkunde gelangen können und dass wir diese bekämpfen in Ritterturnieren des Geistes.

*

Es ist nicht so leicht, etwas auf gute Gründe hin nicht zu wissen!

*

Die Meinung war nicht sehr philosophisch von Friedrich dem Grossen, dass er die Landschaft strafte, der er einen Philosophen gab zum Verweser.

Er, „qui tout roi qu'il était, fut un penseur profond", war hierin nicht sehr „profond". Der gekrönte Amateur-Halbdenker nahm, französisiert wie er war, das Wort „Philosoph" in dem Sinne, wie die Franzosen es anwenden.

Ich sage: glücklich das Land, wo die Regenten Philosophen sind. Aber dann spreche ich holländisch, weiss ungefähr, was ich meine, und sage ungefähr, was ich weiss. Dies tun die Franzosen häufig nicht, und die den Franzosen nachplappern, selten.

* * *

Um einen Gegenstand zu zeichnen, genügt es nicht, den Umriss, die Farbe und den Schatten von diesem Gegenstande zu kennen, man muss dies alles wiedergeben können.

Um einen Gedanken auszudrücken, muss dieser zum Bilde geworden sein, das ist: zum Denkbild*). So ein Bild muss man zeichnen lernen.

*

*) N. d. Ü.: das holländische *denkbeeld* = Idee, Begriff, Ansicht, Meinung. Multatuli sagt in einer Anmerkung mit Recht: „‚denkbeeld' ist ein liebes Wort, und eines der vielen, daraus die Schönheit unserer Sprache leuchtet. Das griechisch-lateinisch-französische ‚idée' ist arm daneben, weil darin der Begriff ‚denken' nicht enthalten ist".

Gedanken hat jeder. Bei wenigen werden sie zu Denkbildern (‚denkbeelden'). Noch weniger gibt's Leute, die Form und Farbe von diesen Bildern wiederzugeben wissen. Und wer dies tut, hört beständig: „genau, was ich dachte". Ja, bis auf den Umriss, bis auf die Farbe, bis auf den Schatten. Das ist: bis auf sehr vieles.

Und vor allem bis auf den Mut, damit auf eigene Verantwortung zum Vorschein zu kommen!

*

Es ist sehr schwer, sich genau auszudrücken. Wer über Mangel an Tiefe in diesem „Gedanken" klagt, ist nicht gewohnt, auf Genauigkeit im Ausdruck bedacht zu sein. Dies ist mein „Denkbild".

Auf dieses einfache Wort, das ich mit Idee 10 („Die Jugend muss sich im Definieren üben") in Verbindung zu bringen bitte, komme ich wiederholt zurück, und zwar im besonderen in meiner Abhandlung über „Freie Forschung", auf die ich verweise. (In vorliegendem Buche auf S. 169. D. Ü.)

*

Ungenauigkeit im Ausdruck gebiert Streit. Wer also Streit entgehen will, muss auf Genauigkeit bedacht sein.

Durchaus nicht. Er würde sich dadurch die zu Freunden machen, die gutes Willens sind, aber zum Feinde jeden, der Interesse an Ungenauigkeit, Unrichtigkeit hat, das ist die Mehrheit.

*

Die Jugend muss sich im Definieren üben.

*

Es ist Schmerz im geistigen Schaffen. Hast du wohl einmal daran gedacht, Leser, dass ein Denker mit derselben Sorgfalt gepflegt werden müsste wie eine Wöchnerin?

*

Das *αὐτὸς ἔφα* der Schüler des Pythagoras gefällt mir nicht an Pythagoras.

*

Das Hängen an einer Meinung, „weil ich selbst es gesagt habe", ist mir ein deutlicher Wink, dass ich es nicht gut gesagt habe.

*

Das Hinstarren auf die kleinen mikroskopischen Wahrheiten von heute macht viele zu einer Art von Philistern, deren Rede ewig lautet: „dies oder das i s t nun einmal so, und damit gut!"

Sie müssten sagen: „dies ist n u n einmal so . . . und wird morgen vielleicht anders sein!

* * *

Die Notwendigkeit ist Gott. Mehr weiss ich von Gott nicht zu sagen. Und ich bedauere es.

Dies Bedauern ist vorbei. Ich bin jetzt mit meinem Gott vollkommen zufrieden. Auch ist es unrichtig, dass ich nichts mehr über ihn sollte zu sagen haben. Im Gegenteil. Das Studium der Gesetze des Seins ist ebenso unendlich als der Gegenstand selbst. Es ist denn auch selbstverständlich, dass ich hierauf wiederholt zurückkomme.

*

Wenn ich heute etwas behaupte, das mir morgen anders erscheint, werde ich es euch sagen vor übermorgen. Ja, ich werde eine Zeichnung, die mir unrichtig erscheint, mit mehr Eile auslöschen, als ich ans Zeichnen wendete.

*

Es kostet mich nicht die mindeste Mühe, einen Irrtum zuzugeben. Ja, ich tu's oft sogar gern. Aber dies ist wahrhaftig Hochmut.

*

Der Skeptizismus hat keine Fahne. Wie sollte der Waffenruf sein von jemandem, dessen Eigenart im Widerwillen gegen Losungen besteht?

*

Wenn ich das Wort „Seele“ nenne, tue ich das redeweise. Wenn ich etwas Stoff gegenüberstelle, tue ich das redeweise. Wenn ich sage „Gott“, tue ich das redeweise.

Denn ich weiss nicht, wer „Gott“ ist. Ich weiss nicht was „Seele“ ist. Und was ausser dem „Stoff“ ist, weiss ich nicht.

*

Es ist nichts Auffälliges, einen Entomologen in Entzücken zu sehen beim Betrachten oder Beschreiben eines scheinbar unansehnlichen Tierchens. So ist für den Psychologen jedes Exemplar der Menschenrasse — wäre es auch ein schadhaftes Exemplar, ja, die stark schadhaften vielleicht am meisten — von grossem Interesse. Er liest einen spannenden Roman in Gemütern, die unbeschrieben — oder „nicht schön“ beschrieben — den vielen scheinen, die sich nicht in der schönen Kunst der Entzifferung übten.

*

Der Streit um den Vorrang zwischen Praxis und Theorie beruht — wie mancher Streit — auf Missverständnis. Theorie, die in der Praxis scheitert, ist mangelhafte, falsche Theorie . . . das ist: keine Theorie. Alles, was die Theoriemenschen der Praxis zur Last legen, geht verkehrte Praxis an. Und was die Praktiker

bei den Theoretikern tadeln, kommt auf Rechnung von would-be-Theoretikern.

*

Es ist ein anhaltender Wechsel von Dienst zwischen Wissenschaft und Empirie. Häufig besteht die Funktion der ersteren allein im Formulieren von dem, was die letztere gefunden hat.

*

Für das Studium der Geschichte ist — wie halt bei jedem Studium — Gewissen nötig. Gerechtigkeit ist überall ein Erfordernis, auch da, wo die beurteilte Person bei der Wohltat eines Abstands von Jahrhunderten nur in contumaciam verurteilt werden kann und folglich von schiefer Auffassung oder ungenügend motivierter Entscheidung nicht mehr berührt wird.

Wer andern Unrecht tut, begeht Unrecht gegen sich selbst, denn Urteilsmissbrauch ist geistiger Selbstmord.

*

Wer langweilt, hat unrecht. Es bestehen denn auch keine langweilenden Gegenstände. Alles liegt an der Art der Behandlung. Ein Lehrer in der Mathematik zum Beispiel, der seinen Unterricht nicht angenehm zu machen weiss, darf sich nicht auf die Nüchternheit seiner Aufgabe berufen. Er selbst ist nüchtern,

und nicht die Wissenschaft, die in ihrer einfachen, strengen Logik einer der deutlichsten und also schönsten Ausdrücke der Eigenschaften des allumfassenden Seins ist.

*

In allen Spezial-Menschen ist etwas Trockenes, etwas Ungeniessbares, etwas, das im Widerspruch steht zu der vielseitigen, reichen, freigebigen Natur. Sie bemüht sich nicht mit Zerteilung von Arbeit und Studium. Ihr Wissen und Wirken ist allgemein. Chemie, Mathematik, Statik, Sternkunde, Geschichte, Leidenschaft, Auflösung, Wuchs, Kristallisation . . . alles hat sie in ihrem unendlichen Magazin, alles wendet sie an, alles beherrscht sie, alles bringt sie hervor durch harmonische Anwendung ihrer Kräfte. Diese Harmonie geht so weit, dass wir fortwährend der Entdeckung entgegensehen, dass sie dies alles nach einem Gesetze, durch eine Kraft zuwege bringt.

*

Volkswirtschaftskundige, die Gewohnheit, Laune, Poesie, ja, selbst Vorurteile in Rechnung zu bringen versäumen, begehen Untreue an ihrer Wissenschaft — dem gesunden Verstand, angewendet auf Wohlfahrt — die die Beachtung aller, auch der nicht-stofflichen Erscheinungen vorschreibt.

*

Wer die materielle Bedeutung des Idealen aus dem Auge verliert, ist ein liederlicher Wirtschafter.

*

Die Wissenschaft hat mehr Verpflichtung gegen Laien, als Laien sie gegen die Wissenschaft haben.

* *
*

— Ei, ihr, die ihr behauptet, Gott zu kennen, könnt ihr mir auch sagen, warum ich ihn nicht kenne?

— Die Verdorbenheit deines Herzens . . .

— War euer Herz denn so besonders gut, als er sich euch offenbarte?

*

— Noch einmal, warum kenne ich Gott nicht?

— Du bist schlecht.

— Das ist so. Aber just darum, dünkt mich.

*

Wer an Gott glaubt, muss Wunder annehmen, das ist Abweichungen von den Regeln der Natur.

Denkt euch, ein Gott mit Konstitution! Ein Gott mit Hindernissen! Un dieu fainéant!

*

Die Wörter „Glaube“ und „Aberglaube“ im gewöhnlichen Sinne nehmend, begreife ich den letzteren besser als den ersten.

Aberglaube ist wie die Furcht des Kindes, das Gespenster sieht.

— Wie sind sie ins Zimmer gekommen? Alles ist geschlossen.

— Nun, Gespenster . . . die haben keine Öffnung nötig. Dafür sind sie Gespenster.

Glaube ist die Meinung, dass keine Gespenster bestehen, aber dass eine Person von Fleisch, Bein und fernerem Zubehör in ein geschlossenes Zimmer eindringen kann, ohne eine Öffnung nachzulassen.

*

Glaube ist Aberglaube.

*

Beten ist: die Schere fragen, ob sie so gut sein will, diesmal nicht zuzuschnappen, weil etwas zwischen ihren Kiefern liegt, das wir gerne heil behalten möchten.

Beten würde also, wenn es nicht kindisch wäre, ein verbrecherischer Versuch sein, die Natur zu Unordnung zu verleiten.

*

So lange wir vom Krebs des Glaubens nicht genesen sind, ist alle Verbesserung des Unterrichts — das

ist des Geeignetmachens für das Studium der Gesetze des Seins — eine Unmöglichkeit.

*

Lange, nachdem aller Gottesdienst ausgerottet und zurückgedrängt sein wird nach den Tiefen der Gesellschaft, wo jetzt noch der Glaube an Erdmännchen und Hexerei herrscht, werden Philosoph, Künstler, Moralist und Gesetzgeber mit der Seelen-Ungestaltheit zu kämpfen haben, die durch diesen Gottesdienst verursacht worden ist. Ketten, die seit zehn Jahrhunderten getragen sind, lassen eine Spur nach!

*

Habt ihr wohl einmal daran gedacht, fromme Leser, wie exzentrisch die schönsten Stücke aus eurer Bibel sind?

*

Wir werden etwas mehr von der Bibel begreifen, sobald die muffige Theologie an die Seite gesetzt ist. Es ist so viel Schönes in dem Buch!

*

— Kind, weisst du, wo dein Vater ist?
— Ach, nein.
— Ha, ha, ha . . . er hat keinen Vater!
Das Kind fing an zu weinen. Und ich versteh'

dies Weinen wohl. Es hat was Bösartiges, dieses alpha privans vom Wort „Atheist“.

Diese Idee taugt nicht, es sei denn, man lege Gewicht aufs Wort „Kind“. „Pueri puerilia tractant.“ Erwachsene lassen sich nicht durch solche Dummheiten behelligen.

*

Es ist sonderbar, dass die Frommen soviel umsichtiger sind in der Schätzung der Echtheit von kostbaren Metallen, Edelsteinen oder Bankscheinen und Wechseln, als in der Schätzung der Echtheit von Bescheiden, deren Zuverlässigkeit einmal über die Seligkeit entscheiden soll.

*

Ich finde meinen Gott überall, sogar in der Phraseologie derjenigen, die einen besonderen Gott haben.

„Heute starb unser jüngstes Kindchen. Obwohl tief getroffen, wollen wir uns darein fügen. Wir beugen uns unter Gottes Hand . . .“

Ich versichere euch, dass ich mich immer füge in den Willen meines Gottes, dass ich mich immer beuge unter dem Willen meines Gottes, und dass ich weit laufen würde, um das sehr merkwürdige Schauspiel eines Menschen zu sehen, der sich nicht unter die Notwendigkeit beugte, eines Menschen, der sich nicht in ihren Willen fügte.

Niemals habe ich in dem „Aufrichtigen Har-

lemer"*), der so besonders reich ist an solchen frommen Ergüssen, gelesen: „Unser Kindchen starb, aber wir lassen es nicht dabei".

*

Die Frommen machen einen Gott, takeln ihn lächerlich auf, und wenn ich dann lache über diese Lächerlichkeit, sagen sie, dass ich etwas Heiliges antaste.

* *
*

Ich habe in mancher Hinsicht Hochachtung vor Jesus, aber durchaus nicht vor dem sogenannten Christentum. Es sind von Jesus Dinge gesagt, die ich glaube — obschon ich sie nicht glaube, weil er es sagte — aber ans Christentum selbst glaube ich nicht. Ich leugne das Bestehen dieses Christentums.†) Ich bin ihm niemals begegnet, hab's niemals wahrgenommen und bin überzeugt, dass Jesus bei einer Rückkehr auf die Erde sehr verwundert sein würde, zu hören, dass man sich nach ihm nennt.

Ich habe einen kleinen Neffen, der Schreibfehler macht und sich darum Multatulist nennt. Wie würde mein Anhang gross sein, wenn die Rechnung stimmte.

†) Jesus ist dreimal gekreuzigt. Einmal von den Juden,

*) N. d. Ü.: „De opregte Harlemmer Courant" war vor Zeiten ein vielgelesenes holländisches Blatt.

dann von seinen Lebensbeschreibern und endlich von den Christen selbst. Er hatte niemals bösartigere Feinde als die letzteren.

*

Jesus hat viel Schönes gesagt. Aber das Schöne, das er gesagt hat, macht keinen halben Bogen Druck aus (= 7 1/2 cent).

*

Jesus muss viel gesagt haben, was nicht in der Bibel steht. Darunter muss viel Schönes gewesen sein. Es steht von Jesus viel in der Bibel, was Jesus nicht gesagt haben kann.

*

Jesus ist schlecht gezeichnet in der Bibel. Wer das nicht fühlt, ist Jesu Freund nicht. Um Jesus zu würdigen, muss man einen grossen Teil der Evangelien wegwerfen.

*

Jesus begegnete einem Evangelium, und frug also: Wer bist du?

*

Ob Jesus Doktor der Theologie gewesen ist? Wer kann mir dies sagen?

*

Jesus war kein Christ. Ich will damit nicht sagen, dass er ein Israelit war.

Meine Meinung war: er dogmatisierte nicht so wie die Christen. Ich erkenne jetzt aber, dass er es ab und zu doch tat.

*

Stellet euch Christus vor: „Das Königreich der Himmel ist gleich einem Senfkorn". Und darauf die Antwort: Nein — das — ist — nicht — richtig. — Ein Senfkorn — das — ist — und so weiter. — Mit einer botanisch-kulinarischen Abhandlung über den Senf! — Es ist nicht auszuhalten!

*

Wer nicht glaubt, dass Wunder geschehen sind, so, wie sie beschrieben werden, hält die, die sie beschrieben, für Lügner.

Wer aber die Wunder naturwissenschaftlich erklärt, erniedrigt den Wundertäter selbst zu einem Quacksalber, zu einem Betrüger, der Missbrauch trieb mit seiner grösseren Kenntnis der Naturgesetze, um „ein hochgeehrtes Publikum" zu foppen. Einen Mittelweg gibt's also nicht. Jesus hat entweder Dinge verrichtet, die anzuzeigen schienen, dass er mehr als menschliche Macht besass, oder er hat sie nicht verrichtet. Hat er diese Dinge nicht verrichtet, dann ist Unwahrheit in den Evangelien. Hat er diese Dinge wohl verrichtet, hat er versucht, durch betrügerisch

zu Hülfe gezogene Wissenschaft zu unverdientem Ansehen zu gelangen — was ihm, wie der Triumph seiner Feinde zeigt, nicht gelungen ist — dann würde er Betrug geübt haben. Ich zweifle lieber an der Glaubwürdigkeit der Evangelien als an der Ehrlichkeit Jesu.

So weit geht die Sucht zu halbieren, zu beschönigen, sich durchzuhelfen und durchzulügen, dass die moderne Theologie, um die Evangelien zu retten, Jesus selbst zum Gaukler macht.

Dies tut auch der oberflächliche Renan. Nach diesem Quacksalber war Lazarus nur scheintot, und Jesus liess sich die Auferweckung zuschreiben. Sehr achtenswert würde dies nicht gewesen sein.

Renan müsste mal ein Museum mit mittelalterlichen Gemälden besuchen. Das zu Köln zum Beispiel. Da würde er die Antwort finden auf seine armseligen Versuche, gesunden Verstand und etliche Glauberei durcheinander zu mengen.

In so einem Museum sind zahllose Darstellungen des mit Lazarus vorgefallenen Wunders, und niemals vergassen die Maler, darin allerdeutlichst den Text Joh. XI, 39 zu illustrieren, einen Text, den Renan nicht gelesen zu haben scheint. Auf all diesen Gemälden nämlich hält einer der Zuschauer mit abgewendetem Gesicht die Nase zwischen Daumen und Zeigefinger.

Als ich dies zum erstenmal sah, dachte ich an einen geschmacklosen Realismus, doch bei näherem Nachdenken begriff ich, dass diese Maler, ihr Talent im Dienst der Kirche anwendend, sich dies sprechende Testimonium von Jesu Wundermacht nicht schenken durften. Daher denn auch, dass diese bah-sagende Figur auf allen mittelalterlichen Darstellungen der Sache gefunden wird. Sie war unerlässlich. Ich lese daraus: vom Tode erwecken ist schon ein starkes Stück an sich, aber wenn der Patient schon . . . was sagst du dazu?

Liebes, dummes, naives Mittelalter, ich stehe dir näher als dem halbweisen — oder unehrlichen? — Renan und modernen Konsorten.

*

Ach, es ist so schade, dass wir kein wahres „Leben Jesu“ haben! Das würde ein „schönes Buch“ sein, wie man das so nennt. Wahrscheinlich hätten wir einen Menschen kennen gelernt, und das will etwas mehr sagen als ein Gott, oder ein Halbgott, oder ein Ganzgott, wie man nun wolle.

*

Es gibt Ritterromane, in denen dieser oder jener „tapfere Recke“ einen geweihten Harnisch trägt, der gefeit ist gegen Hieb und Stoss. Wenn so ein bevorrechteter Ritter Unannehmlichkeiten zu bestehen hatte mit jemandem, der weniger bevorrechtet war, nahm ich stetig Partei für den letzteren. Ich fand sein Unterliegen schöner denn das Siegen des andern.

Die Evangeliensammler hätten Jesus nicht solchen geweihten Harnisch anlegen müssen.

*

Ein Kind greift aus Unkunde nach den Sternen. Prometheus wagt himmlisches Feuer anzufassen im Gefühl der Kraft. Vielleicht hatte Jesus so etwas im Auge, als er mit seinem „denn ihrer ist das Himmel-

reich!“ diese beiden sich berührenden Extreme zusammenfassen zu wollen schien. Von ihm selbst ist schwer zu erklären, ob er mehr Kind oder mehr Genie war. Sehr oft strahlt das Bewusstsein der Höhe, auf der er stand, aus seinen Aussprüchen. Doch nicht immer. Und selbst dies spricht für seine Aufrichtigkeit, denn Vollkommenheit ist Lüge.

*

Es gibt wenig in der Geschichte vermeldete Personen — ja, ich wage zu sagen: es gibt keine — die ich so lieb habe wie Jesus. Ach, ich möchte ihn so gern kennen in seinen Fehlern!

Es ist unmöglich, dass jemand, der Jesus für sündlos hält, ihn so lieb haben kann wie ich.

Es liegt eine törichte Begriffsverwirrung in der Meinung, dass ich ein Feind von Jesus sei. Von den tausend-und-ein Christendummen, ja! Und ich behaupte, dass Jesus in dieser Feindschaft mein Bundesgenosse sein würde.

*

Kein schöner Bild denn das Bild des „letzten Christen“.

* * *

Was unwahr ist, trägt in sich selbst den Keim der Vernichtung. Das Ungereimte ist nicht lebensfähig.

*

Wer eine Unwahrheit mitteilt, wird um keine Lüge ärmer. Unrichtiges Urteilen gleicht einem Graben, der umso grösser wird, je mehr man daraus weggräbt.

*

Wer sich niemals irrt, sei es in der Auffassung, sei es im Ausdruck, kann unmöglich viel Belangreiches liefern. Es ist damit wie mit Herrn Schöps, der niemals vom Pferd fiel, weil er niemals solch Tier bestieg.

*

Wer viel geirrt hat, kann am besten den Weg wissen. Ich sage nicht, dass viel Irren nötig ist, um den Weg zu wissen. Noch, dass jeder, der viel geirrt hat, den Weg weiss.

*

Jeder Irrtum hat seinen Existenzgrund.

*

Es ist viel Begriffsübung nötig, um einzusehen, wie wenig manche begreifen können.

*

Keine Dummheit ist so dumm, dass sie nicht dann und wann von Berufsphilosophen in Schutz genommen würde.

*

Es scheint im Zugeben von Unwissenheit eine Beleidigung zu liegen für die vielen, die mit Halbwissen zufrieden sind.

*

Wer niemals gefallen ist, hat keinen rechten Begriff davon, was nötig ist, um festzustehen. Man findet diesen Begriffsmangel häufig und besonders bei Menschen, die nicht gereist sind oder wenig gelebt haben.

*

Wir tun unrecht, so bös zu werden auf jemand, der recht schlecht ist. Die Guten unter uns sind dem Schlechten so nah!

*

Wir nehmen es anderen mehr übel, dass sie unsere Fehler kennen, als uns selbst, dass wir damit behaftet sind.

*

Es gibt wenig Fehler — ja, vielleicht keine — die nicht aus Trägheit entstehen.

*

Die Trägheit der Natur ist Unlust, die Bewegung zu ändern oder damit aufzuhalten. Die Trägheit unseres Geistes ist gewöhnlich Unlust, sich zu bewegen.

*

Ich bin nicht Larochefoucaulds Meinung, dass Heuchelei die Huldigung sei, die Untugend der Tugend beweist. Sie ist einfach die Huldigung vor dem Interesse.

*

Das Zujauchzen in einem Theater ist Lüge. Dasselbe Publikum, das in die Hände klatscht um einen Tugendhelden, spielt unverbesserlich die Verräterrolle in der Welt. Und es sieht wahrhaftig darnach aus, als ob wir dem Schönen — und was dafür gilt — zujauchzen als Preis für das Recht, das Hässliche zu tun.

Ich habe Schurken in Ekstase gesehen bei Überehrlichkeit auf den Brettern. Ich habe Keuschheit und solchen Dingen Beifall spenden hören von öffentlichen Frauen oder von andern, die tiefer standen als öffentliche Frauen.

Häufig, wenn ich etwas Edles rühmen höre, fühle ich den vorwurfsvollen Gedanken in mir aufkommen: „also du wusstest es!"

*

Eine Bezeugung kostet den Niedrigen nichts, aber dem Aufrichtigen ist sie eine Tat.

*

Zu kräftigem Hoffen ist Reinheit nötig, und recht grob und dumm ist es von Göttermachern, dass sie,

um Abirren mit Strafe zu bedrohen, eine andere Hölle meinen nötig zu haben als die, die der Verlust dieser Reinheit mit sich bringt.

*

Wo ein Held sich klein zeigt, ist's aus Versehen — nicht, dass er sich so zeigt, sondern dass er sich klein fühlt.

*

Es ist ein grosser Fehler, zu meinen, dass jemand, der reizbar ist für etwas, das uns klein vorkommt, darum schwach sein würde in grossen Dingen. Oft ist gerade diese allzu grosse Empfindlichkeit für das Kleine ein Zeichen von Kraft für das Grosse.

*

Ein verfehltes Genie ist kein Genie. Ich spreche nicht vom Verfehlen durch Tod an Krämpfen oder Masern.

Wer meint, dass er ein Genie sei, wird kein Genie werden durch diese Meinung, wenn er's nun einmal nicht ist. Aber wenn er's ist, und ihr alle sagt, dass er's nicht ist, so werdet ihr recht haben, bis er euch zwingt, anzuerkennen, dass er's ist.

*

Arbeit ist der durchschlagendste Beweis von Moralität.

*

Die angebliche Vorliebe für andere Arbeit, als uns aufgetragen, ist nicht selten Widerwille gegen alle Arbeit.

*

Sage mir, wie du dich vergnügst, und ich will dir sagen, wer du bist.

*

Niemand langweilt sich ohne Scham. Man wird nicht gern darauf ertappt, woraus vielleicht der Schluss gezogen werden kann, dass es nicht erlaubt ist, sich zu langweilen.

*

Mit Dankbarkeit ziehen wir die Mittel zu Hülfe, die uns wappnen gegen die Hauptindustrie unserer Tage: die Verfälschung von Lebensmitteln. Warum schmäht man aber den Wohlmeinenden, der zum Analysieren der Seelenspeise ansporntʔ Überall hört man davon reden, dass der Geist über dem Stoff stehe, und dennoch nimmt man für den Geist Nahrung an von einem Gehalt, den jeder für den Körper zurückweisen würde. Selbst ein Pferd würde nicht zufrieden sein, wenn man bei Ausschreibung einer Haferlieferung ver-

säumte, soundsoviel Gewicht auf soundsoviel Mass auszubedingen. Nach der Schwere der Ration Hafer, die man seiner eigenen Seele vorsetzt, fragt niemand. Und wer dagegen ankämpft, wird für einen bösen Menschen erklärt.

*

Wer alles wüsste, würde sich niemals wundern. Während also in bestimmten Fällen Mangel an Verwunderung als Kenntnis gelten kann, haben manche, die zu wenig wissen, um sich zu verwundern, sich diesen Mangel angeschafft. So ist das bekannte ‚nil mirari' ein Schellenspiel für Narren geworden.

*

Es ist kein geringes Verbrechen, die Wahrheit langweilig zu machen. Dies ist eine meiner vielen Klagen gegen Christen und gegen die meisten Moralisten.

*

Der Fehler von Anfängern besteht im Übertreiben. Sehr natürlich. Der Meister, der seiner Sache sicher ist, lässt sich nicht durch die Angst vor Misslingen am Ziel vorbei treiben. Er schildert nicht mehr oder nicht weniger, als nötig ist, und findet seinen Triumph in der Richtigkeit der Zeichnung. Der Neuling jedoch strebt in der Furcht, das Ziel nicht zu erreichen,

am Ziel vorbei. So verführt das Bewusstsein der Schwäche zum Missbrauch von Kraft.

*

Es ist eine Schande für die Männer, dass die Frau in ihrer eigenen Schätzung umso höher steht, je weniger sie mit Männern umgegangen ist.

Es liegt genau so wie bei den Javanen, deren Unverdorbenheit in umgekehrtem Verhältnis steht zu ihrer Einlassung mit Christen.

*

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie die Nachkommenschaft uns verachten wird bei der Beurteilung unserer Zivilisation, unserer Gesetze, unseres Gefühls, unserer Menschenliebe, unseres Glaubens — dann fühlt man etwas wie Scham bei der Anerkennung der Zeitgenossenschaft durch das Schreiben einer Jahreszahl.

*

Der Mann, der mit Lebensgefahr einen Mitmenschen aus dem Wasser holt, tut dies wie ein Neufundländer, aus Trieb, aus nichts andrem. Sei versichert, dass ein anderer, der bei solcher Gelegenheit keine Hand rührt, immer ein Prinzip wird anzuführen wissen, das ihm erlaubt — wie er sagt: gebietet — ein Elender zu sein.

*

„Er ist so ein besonnener Mensch.“ Ich habe dieses Lob nie verstanden. Was bedeutet es eigentlich? Er schlägt nicht, stösst nicht, flucht nicht, trinkt nicht? Ist es das? Das kann nicht wahr sein. Denn sieh, auch ich tu all diese Dinge nicht und doch danke ich freundlichst für den Titel eines „besonnenen Menschen“.

Ich danke dafür, nicht weil ich das Wort verstehe, sondern um nicht zu den Leutchen gerechnet zu werden, die so genannt werden.

*

Man achte einmal auf die Mehrzahl der Gespräche, die man auf der Reise, in Kaffeehäusern oder bei dergleichen Gelegenheiten zu hören bekommt. Von Unbescheidenheit kann bei diesem Aufmerken keine Rede sein. Ich meine die Diskurse, die laut genug geführt werden, um allgemeines Eigentum genannt werden zu können. Wir sitzen in einem Eisenbahnwagen und nehmen an, dass Wärme, Zug, Regen, Kälte, Nebel und die Temperatur der vergangenen Woche abgetan sind.

— Was Neues?

— Hm . . . so! Sie sagen nicht viel, die Zeitungen.

— Ach! Sehn Sie mal den Rauch. Sie brennen vielleicht das Moor ab in Drenthe.

— Ja, das gibt 'n fürchterlichen Rauch.

— Ja. Aber ich glaube doch, dass der Rauch von einer Fabrik ist.

— Das ist wohl möglich. Es wird eine Eisengiesserei sein.

— Vielleicht eine Mehlfabrik.

— Das kann schon sein.

— Bei uns ist auch eine Mehlfabrik.

— Bei uns auch.

— Ob sie gute Geschäfte machen?

— Vielleicht wohl. Ich weiss nicht, wieviel sie auszahlen.

— Das weiss ich' auch nicht. Ich habe niemals Anteile gehabt.

— Ich auch nicht.

— Wenn so 'n Ding prosperiert . . .

— Ja . . .

— Dann ist es nicht so übel.

— Nein . . .

— Aber sonst . . .

— Dann verlieren Sie Ihr Geld dabei.

— Es hängt viel von der Direktion ab.

— Das ist sicher. Und auch . . .

— Ja, gewiss!

— Vom Absatz.

— Das sag' ich auch immer. Wenn man nichts verkauft . . .

— Freilich, dann bleibt man sitzen mit seiner Ware. Das sage ich immer. Da haben Sie zum Beispiel bei uns den Herrn . . . na, wie heisst er doch gleich!

— Sie meinen doch nicht . . . ach, wen wollte ich gleich nennen? Ich meine . . .

— Nein, es ist jemand, der . . . seine Frau ist eine aus Schönhofen, oder aus . . .

— So? Nein, der Mann, den ich meinte, arbeitete in Palmöl. Sein Bruder ist Makler . . . auch in Talg. Petroleum ist ein Artikel, der immer noch ziemlich — hm! Aber sonst . . .

— Ist viel los in Fettwaren?

— Das kann ich nicht sagen. Es ist nicht mein Fach, wissen Sie. Aber Hanf . . .

— Ja, das ist ein anderer Artikel! Ach, alles geht flau im Augenblick. Land ist teuer . .

— Na, ich sage Ihnen! Bei uns in der Gegend wohnt ein Bauer . . .

— Die sind durch die Bank reich.

— Steinreich! Und was das schönste ist . . .

„Die Fahrkarten, meine Herren!"

Leser, ich mache dir den Vorschlag, dem braven Schaffner für die Erlösung zu danken.

*

Es mag sonderbar klingen, aber wahr ist es, dass in dem Munde des Armen Mangel an Reichtum bei einem andern oder Niedrigkeit des Standes ein Verbrechen ist. Für Bettler muss man reich sein, oder Herzog, oder Bürgermeister, wenn man in ihren Augen etwas gelten soll.

Nichts ist aristokratischer als der Pöbel.

*

Ich passte einen Hut auf und sagte: dieses Mass ist gut. Mein kleiner Junge hatte ein Hütchen nötig und wollte dasselbe Mass haben.

— Papa, du hast gesagt, dieses Mass wäre gut.

So ein Kind!

*

Kleine Tugend — grosse Sünde . . . rechne darauf! Das ist keine Ausnahme, es ist Regel.

*

Der Adel und die Ehre des Menschen wohnen über dem Nabel.

*

Armut ist die teuerste Untugend.

*

Edelmut ist eine Leckerei, von der man so wenig naschen darf wie von anderen Leckerbissen.

*

Der wahre Adel sitzt im Herzen und pflanzt sich fort in den Herzen. Zu allen Zeiten wird es einem Kinde angenehm sein, zu hören, und ein Ansporn sein zum Guten, wenn man ihm sagt: dein Vater dachte — und handelte — gut. Dieser Adel bleibt bestehen. Eine Folge von Tatsachen, ist er selbst eine Tatsache.

*

Es gibt nur *einen* Adel. Einen Adel, der weder Harnisch braucht noch Toga. Sein Kampfplatz ist das Licht. Sein Schild ist die Wahrheit. Sein Kampfrichter die Geschichte der Menschheit. Und sein Schwert ist das Wort.

*

Gewohnheit macht wohl geschickt, aber nicht immer befähigt.

*

Können, das heisst *so* wollen, dass du kannst!

Alles ist Wille ...

*

Wenn der fähige Mensch wüsste, wieviel Vergnügen er vielen macht mit etwas Unfähigkeit, würde er sich wahrhaftig aus lauter Menschenliebe manchmal dumm stellen.

*

Wenn eine Schildkröte so neidisch von Natur wäre wie der Mensch, würde sie Adlern und Nachtigallen die lächerlichsten Dinge nachreden, ja selbst Krähen und Elstern. Vielleicht hat die liebe Natur den Austern den Genuss versagt, der mit dem Besitz von Schultern und Nase verbunden ist, um diese Tiere vor dem philiströsen Aufziehen dieser Körperteile

bei Wahrnehmung der zuchtlosen Bewegungen einer flatternden Seemöwe zu bewahren.

* * *

Man hat mich wohl schon beschuldigt, ich sei kein aufrichtiger Republikaner. Dies ist unbegründet. Ich bin aufrichtig in allen meinen Meinungen. Und ich bin auch Republikaner, wenn man nur dies Wort nicht in beschränkter Bedeutung auffasst. Ich halte Genuss für Tugend (siehe „Liebesbriefe"). Die grössten Genüsse finden wir im Hervorbringen von Genuss, im Geniessenlassen. Auch wo wir nicht oder nur zum Teil Erfolg haben, sind wir tugendsam, indem wir trachten. Wer viel Genuss zu schaffen trachtet, wer das allgemeine Wohlsein fördern will, in der Meinung, dass er dadurch die Summe von Glück erhöht, ist tugendhaft und Republikaner, gleichgültig, ob er sein Ziel erreichen will mit einem König oder mit siebzig. Nicht-republikanisch ist das Verjagen und das Behindern eines Königs, der Nutzen hervorbringt. Nicht republikanisch ist das Stützen von siebzig kleinen Königen, die — etwas tuend oder etwas nicht tuend — Übles tun.

Die politische Überzeugung des wahren Republikaners offenbart sich anders als durch ein abgedroschenes Disputieren über die beste Regierungsform. Dies ist ihm Nebensache. Er erstrebt die Erhöhung des allgemeinen Glücks, und seine Politik verbietet ihm,

„der“ Politik, dem Bastardgeschöpf, mehr Platz zu geben, als ihr zufolge diesem Programm unvermeidlich zukommt.

Wie unsere meisten -logieen sich schliesslich in einem Punkt begegnen, so besteht auch ein enger Zusammenhang zwischen Politik und Tugend im einfachen, das ist im allerhöchsten Sinn. So würde man der Menschkunde den Namen „psychische Chemie“ geben können und Sittlichkeit umschreiben können als „ethische Ökonomie“ oder „Logik der Pflichten“.

Aus diesem allen ergibt sich, dass der wohlmeinende, in der Tat erleuchtete Mann Republikaner sein muss, und hiesse er Bourbon.

*

Das Wort „Freiheit“ ist ein Klang, nicht mehr als ein Klang, hinter den wahre oder falsche Begeisterung Ausrufungszeichen setzt, den aber der Denker annehmbar macht mit einem behutsamen: vorbehaltlich . . .

Wer dieses „vorbehaltlich“ richtig ausfüllt, ist der wahre Philosoph und Menschenfreund, nicht der, der den unbedachten Ausruf eines gut klingenden Worts glaubt als Lösung eines Problems geben zu können. Denn dieser erinnert an den Schüler, der, nach der Quadratur des Zirkels gefragt, antwortet: Ziffern! Die Frage ist: welche Ziffern, wieviel, wie gross, wie geordnet!

*

Die wahre Gleichheit erfordert, dass jeder den Platz einnehme, der ihm ziemt.

*

Adel ist weder erfunden, noch eingeführt. Er ist g e w o r d e n, wie alles, was in der Natur der Dinge liegt.

*

Eine Sammlung von Holz, Stein, Kalk und so weiter ist nicht immer ein Gebäude. Eine Versammlung von Menschen ist nicht immer eine Gesellschaft.

*

Viele hervorragend gute — oder viele hervorragend schlechte — Menschen, zu einander verbunden, stellen ebensoviele Faktoren dar, die ein enormes Produkt von gut oder schlecht liefern. Aber die Summe von vielen Mittelmässigkeiten bleibt immer gleich e i n e r Mittelmässigkeit.

Fassung und Inhalt dieser Idee sind der Verbesserung und Ergänzung bedürftig. Besonders die erste These erscheint mir unrichtig, wie auch aus der Idee auf S. 254 hervorgeht.

*

Das Ergebnis der Urteile von vielen unfähigen Menschen verbürgt nicht mehr Chance auf Richtigkeit als das Urteil von e i n e m unfähigen Menschen.

Eine verbürgte Chance ist keine Chance mehr. Die R i c h t i g k e i t, nicht die Chance hat Verbürgung nötig. Überdies hätte ich an Stelle von „nicht mehr“ sagen müssen: „weniger“. Auch dies wird in der Idee auf S. 254 verbessert.

*

Das Entscheiden durch Stimmenmehrheit ist das Recht des Stärkeren unter gütlichen Umständen. Es bedeutet: wenn wir kämpften, würden wir siegen... lasst uns das Kämpfen überschlagen.

Dies System führt also nicht so sehr zur Wahrheit als zur Ruhe. Doch nur für einen Augenblick und als Palliativ. Denn die Glieder der Minderheit haben meist das Recht für sich und sind stärker, nicht so sehr aus Bewusstsein dieses Rechts als durch grössere Geschlossenheit und schärferen Stachel zur Anstrengung. Wenn die Minderheit anwächst zur Mehrheit, verliert sie an spezifischem Wert, was sie an Ausbreitung oder Anzahl gewinnt. Sie nimmt alle Fehler der geschlagenen Gegner an, die ihrerseits wieder Tugend aus der Niederlage schöpfen.

Das Ergebnis ist betrübend.

*

Der Entschluss zu etwas Grossem kann geschehen mit ruhiger Entschlossenheit oder in Begeisterung. Das erstere steht natürlich höher. Dieses Höhere nun findet man selten, aber hin und wieder dennoch bei einem Individuum. Bei Versammlungen niemals.

Ein bedeutender Entschluss wird von einer Versammlung immer in Begeisterung gefasst und mit Geschrei. Dies nennt man mit einem vornehmen Wort: Akklamation.

Lies nicht, bitte ich dich, dass eine Versammlung,

die schreit und begeistert ist, bedeutende Entschlüsse fasst.

*

Ich sagte in der vierten Idee auf S. 252, dass die Addierung von vielen Mittelmässigkeiten immer *einer* Mittelmässigkeit gleich bleibe. Wahrscheinlich hätte ich sagen müssen: der Durchschnitt einer Sammlung von Mittelmässigkeiten steht *unter* der Mittelmässigkeit.

Nimm eine Skala an von 1° bis 100°. Die Mittelmässigkeit schwankt zwischen 33° und 67°. Die Mehrzahl der Menschen steht Grad 33 so nahe — das ist: so nahe der Grenze, hinter der Unbrauchbarkeit beginnt, oder schlimmeres — dass die wenigen, die sich in der Nähe von 67° bewegen — in der Gegend von „hervorragend“ — nicht imstande sind, den Durchschnitt des Ganzen hinaufzubringen auf 51°.

In Ziffern ist die Sache so:

$$\frac{99 \times 33 \text{ (oder } 34 \ldots 40) + 1 \text{ (oder } 2 \ldots 5) \times 63 \text{ (oder } 64 \ldots 67)}{100} < 51$$

Darum würde ich gegen parlamentarische Regierungsformen stimmen, wenn ich etwas Besseres finden könnte.

Die Ziffern sind zu günstig gesetzt. Es erreicht nicht allein der Wert einer Versammlung das Mittelmässige nicht, sondern gewöhnlich sinkt er unter den Nullpunkt. Der Fehler der arithmetischen Gleichung liegt darin, dass ich mich bequemlichkeitshalber nur *positiver* Grössen bediente, und wer den Gehalt unserer „verehrten Mitglieder“ (der Kammer) untersucht, wird einsehen, dass man meist nur mit *negativen* Werten zu tun hat, mit Nicht-Propheten, was schon aus der

entehrenden „vaterländischen Verehrung“ erhellt. Doch wäre dies auch anders, Kräfte, die gegen einander arbeiten, gehen verloren. Siehe darüber mein Werk: „Tausend und einige Kapitel über Spezialitäten“.

*

Kein Unrecht ist so grauenvoll, als wenn es in Formen gekleidet ist, die es als etwas wie Rechtspflege erscheinen lassen. Der Mord an der Agrippina tötete nur eine Person. Ein richterlich aufgeputzter Mord tötet die Justiz.

*

Wo du ein Individuum sprechen hörst über Prinzipien . . . sei vorsichtig.

Wo du einen Staatsmann sprechen hörst über Systeme . . . sei vorsichtig.

Wo du einen Gottesgelehrten sprechen hörst über Dogmen . . . sei vorsichtig.

*

Prinzipien sind Dinge, die man braucht, um etwas Unangenehmes unterlassen zu können, niederträchtige Vorwände für Pflichtsäumige.

*

Parteinahme für Landesgenossen, weil sie Landesgenossen sind, nenne ich Selbsterhebung durch dritte Hand.

*

Es gibt keine ärgeren Tyrannen als die Herrscher, die ihre Umgebung zum Freunde halten.

*

Ich finde es nicht gut, dass der Prinz von Oranien seinen Beruf als König, als Inspektor der Kavallerie lernt. Die Niederländer sind kein Volk von Pferden, noch ein Pferdevolk. Ich behaupte, dass aus Popes „Essay on men“ und solchen Werken*) mehr zu lernen ist — besonders für jemanden, der berufen ist zum Regieren oder Leiten von Menschen — als in einem Stall.

*) Den meinen zum Beispiel.

*

Wer sich die Gewohnheit zu eigen machte, die Geschichte mit kritischem Blick zu betrachten, wer sich auf die Kunst legte, zwischen den Zeilen zu lesen, die beinah überall Zeugnis geben entweder von mystischer Vorstellung und falsch aufgefasster Poesie oder von schmarotzender Hinaufschraubung oder von dynastischen Lügen in usum delphini oder von zu Tollheit aufgehetztem Patriotismus oder von kleingeistiger Selbsterhebung von Nationen und Parteien oder von der Käuflichkeit der Schriftsteller . . . er käme zu dem traurigen Ergebnis, dass nur sehr, sehr wenige wirklich schöne Seiten in den Annalen der Menschheit vorkommen. „Seiten“ ist zuviel gesagt. Man kann die Sätze zählen.

*

Um Sitten und Gesetze zu verstehen, ist es von Nutzen, so genau wie möglich sich vorzustellen, welche Umstände diese Gesetze nötig und diese Sitten allgemein machten. Das ist ein interessantes Studium, aber meistens lehrt es uns, dass Selbstsucht die Triebfeder bei denen war, die diese Gesetze und Sitten einführten und in Anwendung brachten. So bringen die Pariser Modisten die Krinoline in Mode.

Ich bin darum nicht bös auf die Modisten, aber ich würde bös werden, wenn diese Gesetzgeber und diese Sittenlehrer vorgäben, dass sie ihre Gesetze und Sitten und luftigen Zelte zum Heile des menschlichen Geschlechts verteidigten. Das ist nicht wahr!

*

Wenn du mit deinem Sohn überlegst, welchen Beruf er wählen soll, achte dann gut darauf, ob er eifrig ist, denn der Grad seines Eifers muss bestimmen, ob er für eine Staatsstellung geeignet ist oder für einen privaten Beruf.

Der Grund ist dieser. In beiden Fällen beginnt er seine Laufbahn als Untergeordneter. Eifer wird ihm schaden, wenn seine Chefs öffentliche Personen sind, von Vorteil aber für ihn sein bei einem Privatmann.

Wer einem Bierbrauer dient und durch eifriges Brauen das Seine beiträgt zur Blüte der Brauerei, errichtet sich eine Ehrensäule in dem Geschäft des Bierbrauers, aber wer dem Lande dient und eifrig ist, steht seinen Vorgesetzten im Wege.

Das ‚pas de zèle' von Talleyrand wird niemals von einem Industriellen gesagt. Und wenn der Generalgouverneur von Indien ein Bierbrauer gewesen wäre, das ist: wenn die elenden Praktiken, die da an der Tagesordnung waren, Einfluss auf seine eigenen Interessen gehabt hätten, dann wäre Havelaar mit soviel Ritterorden umhangen worden, als da von dem dankbarsten aller Bierbrauer gespendet werden können.

*

Die Sittlichkeit von Privatpersonen ist meistenteils Feigheit.

Johann, Peter oder Paul wagen nicht ihren Namen zu setzen unter einen Aufruf, man solle nächstens Diebstahl begehen, bewaffnet, zu mehr als einer Person.

Aber wenn Johann, Peter und Paul Minister werden, dann zeichnen sie flott: „die" Minister, weil das Gewissen sich übertölpeln lässt durch einen einfältigen Artikel.

Niemals hat man gehört, dass „die" Minister in corpore durch Erscheinungen geplagt wurden. Niemals springen sie — homogen gemeint*) — aus Verzweiflung ins Wasser.

*

Eine öffentliche Person steht niedriger oder höher als private Personen. Nimmt solch ein Mann sich der

*) N. d. Ü.: d. h. als homogenes, in seinen Regierungsgrundsätzen übereinstimmendes Ministerium.

allgemeinen Sache mit demselben Eifer an, wie ein privater Mann die seine sich angelegen sein lässt, dann steht er höher, weil er am Ertrag des Guten nur zu einem Bürgerteil und nicht nach dem Masse seiner erhöhten Anstrengung teilhat. Aber lässt er sich die öffentlichen Interessen gerade genug angelegen sein, um seinen Sold nicht zu verlieren und die göttliche „Pensionsberechtigung“, macht er zum „ersten und einzigen Princip“ die Sorge, dass „es seine Zeit nur aushalte“, dann steht er niedriger als ein privater Mann, und in meinen Augen sogar sehr niedrig. Als ich selbst Beamter war, wusste ich das Wort „Beamter“ als ein Scheltwort auszusprechen.

*

Es gibt kein Individuum, das man nicht für verbrecherisch halten würde, wenn es sich erlaubte, was der Staat sich erlaubt.

Es geht damit wie mit den Kindern, die, ertappt bei der einen oder andern Missetat, als mildernden Umstand glauben anführen zu können: „ich hab' es nicht allein getan!“

Ich glaube nicht an die Tugend von Individuen, die sich unschuldig erachten an den Verbrechen der Nation, weil sie es „nicht allein getan“ haben.

* * *

Meine „Ideen“ sind die „Times“ meiner Seele.

*

Man hat sich beklagt, dass der Gesamteindruck meiner Schriften ein so trauriger sei und häufig einen bitteren Nachgeschmack hinterlasse.

Ich müsste unwahr sein, gäbe ich etwas anderes denn Bitterkeit.

Findet man das so sonderbar?

Meine Arbeit ist die „Times" meiner Seele. Meint man, dass Fröhlichkeit könne geerntet werden von dem Acker, der fast ohne Unterlass mit Schmerz besäet wurde?

*

Ich gab zu*), dass man in meinen Werken zahllose Mängel finden kann. Aber . . . man wird darin nicht finden den einzigen Fehler, auf den es hier ankommt: das verfluchte Unwahrsein.

*

Man meint, dass ich mich „auflehne gegen alles". Das ist die stehende Rede. Ach, wenn man wüsste, wieviel Dinge mir heilig sind!

*

Professor Z war befreundet mit Apotheker Y. Er lud diesen zu sich zum Thee ein, in einem Briefchen, das verloren ging.

Der Finder kannte den Namenszug und entzifferte das Übrige. Er fand darin ein Mittel gegen den Krampf des Hornviehs.

*) N. d. Ü.: In „Ideen", die hier nicht aufgenommen sind.

Es geht kein Tag vorüber, wo ich nicht von Monsieur Publikum überrascht werde mit einer Lesung des von mir Geschriebenen, die noch viel dümmer ist als das Rezept vom Professor Z.

*

Ich wohne bei einem Zuckerbäcker.

— Ich ess' nie von den Dingern, sagte die Frau, und sie zeigte auf die Törtchen, denn Sie begreifen wohl, Herr, wenn man es selbst macht und so immer dabei ist und die Dinger immer so vor Augen hat und unter der Nase, dann begreifen Sie . . . nicht wahr, Herr . . . ich ess' lieber Brot . . . aber von den Dingern ess' ich niemals, wissen Sie?

Ich sagte, dass ich's wüsste, und ging nach oben. Darauf schrieb ich: Es ist mir unmöglich, einen Roman zu lesen; ich esse lieber Brot, wie die Bäckerfrau.

*

Ein Arbeiter verstauchte sich den Fuss, und der Meister rief: weiter!

Ich habe meinen Geist verrenkt, und mein Meister ruft: weiter!

— Meister, ich werde!

*

— Ich verstehe Idee N nicht.

— Hast du sie alle gelesen?

— Nein.

— Dann kannst du N nicht verstehen.

*

. . . .

*

Die vorhergehende Nummer enthält ein paar hundert Ideen, die ich nicht schrieb, weil ich daran durch Kummer verhindert wurde.

Ist dies eine „Idee“? Ja und nein. Jetzt nicht, aber mit den Jahren wird es Stoff geben denen, die die Geschichte schreiben werden unserer Zeit.

Schade, dass Victor Hugo den richtigen Titel, der für solche Geschichte passen würde, weggekapert hat, um ihn zu einem Aushängeschild für einen Roman zu machen.*)

*

Da habt ihr nun den kleinen Max . . .

— Streck' deinen Arm nicht so weit aus über den Tisch, sagte seine Mutter, das ist unmanierlich.

Ich war den ganzen Tag umhergelaufen, um zu bedenken, wie ich's anlegen müsste, um Frau und Kinder am Leben zu erhalten.

Ich hatte pensionierte Residenten gesehen. Ich hatte Reden von „verehrten Mitgliedern“ gelesen. Auch ein funkelnagelneues Programm, das genau so aussah wie die alten Programme. Es kam viel drin vor von System, aber nichts von Recht. Auch war ich Freunden begegnet, die sagten: „bonjour, wie geht's?“ Diese Frage schmerzt sehr, wenn's einem sehr schlecht geht. Und die so fragen, geben eigentlich sehr wenig darum,

*) N. d. Ü.: „Les Misérables“.

wie's dir geht. Dies alles war mir widerfahren, aber Mittel, um Frau und Kinder zu ernähren, hatte ich nicht gefunden. Darauf kam ich nach Haus. Vielleicht rief ich: Eli, Eli . . . oder so etwas. Ich fiel nieder auf einen Stuhl, ermattet, erschöpft, beinah mutlos . . . ich schob die Hand unter den Kopf, der schlaff niederfiel, streckte den stützenden Ellenbogen aus auf den Tisch . . .

— Mama, rief Max, Papa ist unmanierlich!

Das war unbillig vom kleinen Max.

*

„Du sprichst viel über dich selbst", sagen viele, über die nicht gesprochen wird, weder von ihnen selbst, noch von andern; „du sprichst viel über dich selbst . . . dies verstösst gegen den Ton der guten Gesellschaft".

— Suche bessere Gesellschaft als die meine.

*

„Du sprichst viel über dich selbst. Dies verstösst gegen den Ton . . ."

— Weiss schon. Aber es verstösst nicht gegen den Ton der Philosophie. Beim „cogito, ergo sum" wird „ich selbst" zwei mal in drei Worten gebraucht.

*

„Du sprichst viel über dich selbst . . ."

— Ich danke dir, insofern dein Tadel mir ein Beweis ist, dass ich viel umgegangen bin mit mir selbst.

*

„Du sprichst viel über dich selbst . . .“

— Ja. Ich will aufrichtig sein.

*

„Du sprichst viel über dich selbst . . .“

— Ja. Ich bin meine letzte Liebe. Ich hatte lange und viel und feurig geliebt, bevor diese Liebe geboren wurde. Aber da sie nun einmal da ist . . . und die letzte . . .

*

„Du sprichst viel über dich selbst . . .“

— Ja. Wenn's dich langweilt . . . wer hindert dich, mich zu vertauschen gegen das „Familienblatt“? Was verhindert dich, zu subskribieren auf: „Das Leben, die Schicksale und die Taten der Familie Schöps“, „mit Goldschnitt“?

*

„Du sprichst viel über dich selbst . . .“

— Ja, das tut doch auch der Krämer, der dir etwas lieferte und vergeblich auf Bezahlung dringt.

*

„Du sprichst viel über dich selbst . . .“

— Ja, das würde jeder tun, dem du Verleumdung gabst für Recht.

*

„Du sprichst viel über dich selbst . . .“

— Ja. Sobald du tust, was Havelaar tat, und was der reiche Jüngling in Matthäus XIX nicht tat, werde ich über dich sprechen.

*

Ich möchte mir selbst gern einmal begegnen, um zu wissen, wie ich mir gefalle. Aber ich muss besonders gut bei Humor sein an dem Tag, denn ich liebe keine Unannehmlichkeiten.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .

— Ich danke Ihnen. Ich dachte wohl, dass ich die Wahrheit sagte. Aber es ist angenehm, dann und wann davon ein neues Zeichen wahrzunehmen.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .

— Sind Sie in Egypten gewesen?

— Nein.

— Warum nicht?

— Nun . . . ich bin niemals dahin gegangen.

— Gut. Wenn Sie den Weg abgelegt hätten, den ich abgelegt habe, würden Sie in Egypten gewesen sein. Bis dahin ist Ihre Bemerkung, dass Sie dort nicht gewesen sind, ziemlich belanglos.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .

— Ganz natürlich. Sie sind „eins“ mit der Mehrheit. Tragen Sie nachts eine Schlafmütze?

— Ja . . .

— Mit 'ner Klunker?

— Ja . . . 'ner grossen! Meine Frau sagt, dass sie mir besonders gut steht . . .

— Da haben Sie den Grund von Ihrem Nicht-eins-sein mit mir. Ich trage keine Schlafmütze, wissen Sie. Und Sie gehören zu der einsseienden Klasse der vielen, die wohl Mützen tragen . . . ob nun mit oder ohne Klunker.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .
— Der alte Herr Schöps auch nicht.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .
— Wirklich? Nun, ich wünsche Ihnen — und mir selbst vor allem! — Fortdauer der Un-einsheit.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .
— Fürchterlich! Würden Sie denn mit mir eins sein wollen?
— O, durchaus nicht!
— Nun, dann haben Sie nicht zu klagen. Erfreuen Sie sich des Besitzes einer Meinung, die Ihnen passt.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .
— Abscheulich! Würden Sie denn mit mir eins sein wollen?
— Gern! Wenn ich nur begriffe . . .
— Sehr gut. Sie wollen begreifen. Dies ist ein edler

Wille, denn Begreifen ist Genuss, und Genuss ist Tugend. Nun wohl, um also zu beginnen mit . . .

— Entschuldigen Sie, „ich muss nach der Börse...
„ich muss nach 'm Zoologischen Garten . . .
„ich muss nach der Gesellschaft . . .
„ich muss nach der Kirche...
„ich muss meinen Hund dressieren . . .
„ich habe eine Verabredung mit dem jungen Schöps . . .

also später! Au revoir . . .

— Nein: adieu!

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .

— Schauderhaft! Würden Sie denn mit mir eins sein wollen?

— Sehr gern. Wenn ich nur begriffe . . .

— Sehr wohl. Sie wollen begreifen. Dies ist ein edler Wille, denn Begreifen ist Genuss, und Genuss ist Tugend. Nun wohl, um also zu beginnen mit . . . Doch vorab dies: „wenn Sie begriffen haben werden, was empfange ich dann für Ihr: Ah! . . . so! . . . ei!"?

— Was Sie dafür empfangen? Muss dafür bezahlt werden?

— Von Ihnen, ja! Und zwar voller Preis. Denn sonst fürchte ich, dass Sie mit der Wahrheit tun

werden, was mit den Freibilletts eines Theaters geschieht. Sie werden von Jan Hagel für ein Viertel vom Gelde verschachert, und das depreziert „das Stück“. Ich halte Sie für einen, der ein Schüler von Jesus geworden wäre, nur um was zu verdienen am Verschleissen seiner Bergrede du jour. „Bürger und Bauern . . . hier ist das Allerneueste, was der Narr von Nazareth gesagt hat!“ Und wenn der Mann geschwiegen hätte den Tag, würden Sie imstande sein, Ihr eigenes Neue an dessen Stelle zu geben, lieber als nichts zu verkaufen.

*

— Mein Herr, ich bin nicht eins mit Ihnen . . .

— Noch etwas?

— Ja . . . Ich komme, um Sie zu ersuchen, es drucken zu lassen, mit meinem Namen dabei.

— Was? Dass Sie nicht eins mit mir sind?

— Ja, mein Herr. Hören Sie, warum. Meine Mutter backt Ölkuchen, und ich denke, dass sie viel Absatz haben wird, wenn man vernimmt, dass sie einen Sohn hat, der mit Ihnen nicht eins ist . . .

— Ist Ihre Mutter arm?

— Ihr grösster Reichtum besteht in ihrer Familie, und ich bin ihr einziges Kind . . .

— Arme Frau! Mein Herr, ich werde tun, was Sie verlangen. Darf ich Ihren Namen wissen? Der muss dabei, sonst hilft der Kniff nicht.

— Mein Name ist Schöps, mein Herr.

— Von der Familie Schöps, der ich hier und da wohl mal begegnet bin?

— Ja, mein Herr.

— Ich habe just soeben allerlei Briefe von Ihren Onkeln, Vätern, Neffen und so weiter gekriegt. Sie verlangen durch die Bank dasselbe, was Sie verlangen. Es scheinen viele Ölkuchengeschäfte der Reklame bedürftig.

*

— Mein Herr, ich habe mich bedacht. Sollte es für den Absatz von meiner Mutter Gebäck auch vielleicht besser sein, wenn Sie — allemal mit meinem Namen dabei, denn darauf kommt es vornehmlich an — wenn Sie schrieben, das ich wohl mit Ihnen eins wäre?

— Lieber Schöps, das geht nicht. Dann verliere ich mehr an Reputation als Ihre Mutter bei grösstem Erfolg auf ihre Ölkuchen gewinnen kann.

* * *

Eine holländische Mutter missbilligt die französische Gewohnheit, Kinder durch eine gemietete Frau säugen zu lassen. Auch ich finde dies abscheulich.

Eine holländische Mutter fühlt sich tief unglücklich, wenn sie durch Schwäche oder Krankheit gehindert wird, „ganz Mutter“ zu werden, indem sie von sich selbst das Kind nährt, von dem sie durchs Gebären „Mutter wurde zu einem Teil“.

Aber Väter schicken ihre Kinder zur Schule.

So weit Wissenschaft steht über Unkunde, so

weit Idee steht über Stoff, so weit Geist steht über Körper . . .

So weit steht ein holländischer Vater unter jener französischen Mutter.

Von ‚force majeure' sehe ich hier ab.

Eine Mutter, die keine nahrhafte Muttermilch hat, ist unglücklich.

Eine Mutter, die nahrhafte Muttermilch hat und ihr Kind bestiehlt, indem sie diese Nahrung zurückdrängt in die unbefriedigten Drüsen, ist verbrecherisch.

Und ein Vater, der das Menschmachen seines Sohnes überträgt gegen soundsoviel im Monat . . . nun, so ein Vater sollte eine französische Frau geheiratet haben.

*

In den Schulen werden vornehmlich Dinge gelehrt, die die Aufgabe der Lehrer beschränken auf das „Überhören" von Lektionen oder das Zensieren von Heften. Als Vorsitzender einer Unterrichtskommission habe ich genau darauf geachtet, und ich erinnere mich kurioser Proben von dieser Wahrheit. Eine gewisse Schule war berühmt wegen der Fixigkeit der Zöglinge in der Geschichte und wegen des Schönschreibens und des Zeichnens. Ich gebe denn auch zu, Zeichnungen von Schülern dieser Schule gesehen zu haben, die schwer von Stahlstichen zu unterscheiden waren.*)

*) N. d. Ü.: Hier sei gelegentlich darauf hingewiesen, wie weit M. seiner Zeit voraus war, wie er Erkenntnisse späterer Zeiten

Einmal auf einem Examen war die Geschichte an der Reihe. Der Lehrer hatte mir ein Büchelchen überreicht, „in dem sie gearbeitet hatten". So lautete der Ausdruck. Und ich wurde ersucht, dieses Büchelchen zum Leitfaden beim Examinieren zu nehmen.

Die Kinder wussten alles genau. Ach, ich war so froh, dass ich nur zu fragen brauchte. Denn sieh ... wenn ich hätte antworten müssen, würde der sanftmütigste Examinator bös geworden sein wegen meiner weitgehenden Unwissenheit. Diese Kinder wussten alles! Sie nannten das Geburtsjahr von Alexander, als wenn sie Kindbettwein mitgetrunken hätten in der Wochenstube von Madame Philippus. Die Zeit der Gründung von Rom, als wenn sie's mitgegründet hätten. Das Jahr der Himmelfahrt von Henoch, als wenn sie ihn hätten abfahren sehen. Sogar das Alter der Erde wussten sie anzugeben mit minutiöser Genauigkeit ...

---

vorweg nahm. Dass wir das Zeichnen des Kindes, seinen individuellen Ausdruck zu werten verstehen, gilt uns als ganz moderne Errungenschaft. M. ist uns darin weit voraus gegangen. An mancher Stelle seiner Schriften spricht er vom Zeichnen der Kleinsten, legt ihm Wert bei und verwirft den Zeichendrill. Für Kenner meiner deutschen Multatuli-Ausgabe kann ich zum Beispiel auf eine Stelle im „Havelaar" (S. 31) verweisen, auf die Titelüberschrift eines Aufsatzes des Helden: „Über das Zeichnen als natürliche Schrift"; Droogstoppel setzt in ungläubiger Verwunderung und übertreibend hinzu: „er sagt, dass ein neugeborenes Kind zeichnen kann!" Der „Havelaar" ist 1859 geschrieben; aber lange vorher schon, in seiner indischen Einsamkeit, beschäftigten ihn solche Gedanken. Ein kleiner Beweis — einer von vielen — für die Ausserordentlichkeit der Erscheinung Multatulis!

das heisst, wenn die Schuluhr nicht vor oder nach ging. Denn dies weiss ich nicht.

Kurzum, ich empfand Scham über meine Unwissenheit, und beinah wäre ich aufgestanden, um den Platz zu verlassen, auf den offenbar jeder Knirps da mehr Anrecht hatte als ich.

Bevor ich gleichwohl mein demütiges: „willst du nicht lieber hier sitzen?“ geäussert hatte, schlug ich das Buch zu.

— Sag mal, Kleiner ... Napoleon starb 1821 ... richtig ...

— Ja, am 5. Mai, Herr Schulinspektor.

— Ja, ja, stimmt! Wer war Napoleon?

Keine Antwort.

— Nun ... wer war Napoleon?

Stille.

— Kann niemand es mir sagen?

Endlich:

— Herr Schulinspektor, Napoleon war bekannt durch seinen guten Charakter. (Buchstäblich!)

Es waren Jahreszahlen genannt, die in Beziehung standen zur Reformation. Das Konzil von Konstanz, Luthers Geburt, sein Thesenanschlag zu Wittenberg, sein Aufenthalt auf der Wartburg. Dies und jenes von Zwingli, von Calvin und so weiter. Sie wussten alles.

— Nun, was bedeutet das Wort „Reformation“?

— Die Katholiken waren schlechte Menschen.

Einer der älteren Schüler hatte einen Stich viermal vergrössert in eine Bleistiftzeichnung übertragen. Es war die bekannte Darstellung einer Mutter, wahnsinnig vor Schmerz auf dem Grab ihres Kindes. Die vergrösserte Kopie war schön.

— Sag mal, was stellt diese Zeichnung vor?

— Eine Frau mit grossen Augen, Herr Schulinspektor! (Wörtlich!)

Ich weiss wohl, dass es nicht überall gleich schlimm ist, aber es braucht auch nicht überall so schlimm zu sein, um sehr schlimm zu sein.

Kann ein Lehrer, der dreissig, vierzig Kinder in der Schule hat, all diese Kinder zu Denkern erziehen? Nein, das kann er nicht. Aber darum nenne ich denn auch diese Schulen verderbliche Einrichtungen.

*

Es ist merkwürdig, dass so viele Menschen sich erkühnen, Kinder zu haben.

Im Tiergarten kenne ich einen Aufseher, der mit den Tigern umzugehen weiss. Ein anderer ist für die Vögel geeignet. Auch die künstliche Fischzucht hat ihre Spezialitäten. Aber Kinder hält ein jeder.

*

Undankbarkeit ist eine Erfindung falscher Wohltäter.

*

Es ist nicht wahr, dass ein Kind Untertänigkeit und Liebe schuldig ist seinen Eltern.

Diese elende Vorschrift ist erfunden zur Bequemlichkeit von Eltern, die Mangel fühlten an geistigem Übergewicht und zu faul waren oder zu dürr von Herzen, um Liebe zu verdienen.

*

Ich kenne einen Vater, der genau weiss, wieviel sein Sohn ihn an Unterricht kostet. Er schreibt alles auf. Aber was er von seinem Kinde lernt, das schreibt er nicht auf. Das ist unbillig.

*

Die Worte Menschheit, Gesellschaft, Volk, Nation, Publikum sind für Kinder nur Klänge, die eine abstrakte Idee vorstellen. Oder besser, sie fassen diese Idee überhaupt nicht. Es ist damit wie mit Zahlen. Der Ausdruck „drei“ zum Beispiel ist für den sich entwickelnden kleinen Denker sinnledig. Sie tun immer Äpfel und Murmeln hinzu und sind also hierin ebenso dumm wie die Natur selbst, die doch nicht arbeiten kann ohne Koeffizient. „Drei“ gibt's nicht.

*

Man müsste in der Erziehung vom horror vacui Gebrauch machen. Die Seele hat ein Vermögen der Aufsaugung. Man halte ihr gesunde Nahrung vor, sie

wird sich damit füllen und verschmähen, was unrein ist, weil sie dann keinen Raum dafür hat. Dies findet auch Anwendung auf Meinungen und Geschmack.

* *
*

Ein Schriftsteller, der Zeit hat, alles zu erklären, hat nicht viel zu schreiben.

Ein Leser, der keine Zeit hat, zu fragen: „was ist das?“, braucht nicht zu lesen.

*

Das Individuum lernt meistens seine Sprache von einem Schulmeister, was schade genug ist. Aber Schulmeister sollen die Sprache nicht m a c h e n! Sie selbst sollen sie lernen vom Volke, das diese Sprache spricht und schreibt.

Und wiederum sollen die Schulmeister nicht alles gut finden, was das Volk schreibt und spricht. Sie müssen sieben und wählen, das ist: sie müssen keine Schulmeister sein.

*

Die Ausdrucksweise ist ein Gradmesser der Moralität.

*

Zwischen Seele und Sprache liegt die Länge einer Trompete. Ich vermute — und glaube beinah — dass wenige Trompeten so kurz sind wie die holländische.

*

Ich erkenne an, dass Kampf mit dem Alltäglichen, mit dem Niedrigen in gewissem Sinne notwendig ist. Der wahre Künstler schöpft hieraus das nicht zu missende Kontingent Humor, nach dem nur der kein Bedürfnis fühlt, der die Kunst zum Handwerk erniedrigt. Es ist in jedem hervorragenden Produkt der menschlichen Vernunft ein Grundton von juvenalischer indignatio, ohne welche der ideale Künstlerhimmel den Künstler selbst ermüden würde durch ein allzu scharfes, eintöniges, unkünstlerisches Licht.

*

Wie mangelhaft auch die Ausdrucksweise sei, ein Autor, der Aufrichtigkeit in seinem Streben nach Wahrheit erkennen lässt, ist jederzeit liebenswürdig und ist immer im Vorteil gegen den Schriftsteller, der einer „Schule“ anhängt oder Vorbildern folgt. Es ist hiermit wie mit gewissen Produkten aus fernen Landen, deren mangelhafte Verpackung als Beweis von Echtheit gilt und dies denn auch in der Tat ist. Dass auch wiederum solche Ursprünglichkeit andeutenden Mängel nachgeäfft werden, versteht sich von selbst, und zugleich, dass ich davor warne. Das nachgeahmte Erhabene möge lächerlich sein, es ist nicht so verächtlich als einstudierte Primitivität.

*

Wer nicht aus sich selbst etwas ist, wird es wahrlich nicht werden durch freiwilliges Aufgehen in andern.

Ganz etwas anderes ist es, die Fehler zu vermeiden, wovon sich Vorbilder in allen Büchern zeigen lassen. Wer sich das angelegen sein lässt, wird ein tüchtiger Schriftsteller werden, falls er im übrigen besitzt, was vor allem andern zu fordern ist: Herz! Wo dies in sehr hohem Masse vorhanden ist, würde sogar die so bequeme Methode der Abschreckung durch das Hinweisen auf Fehler fortfallen können. Wer mässig von Art ist, braucht kein betrunkener Helot zu sein, um sich vor Trunkenheit in acht zu nehmen. Aber nun wir einmal durch „Schule" verdorben sind . . .

Weder die Dichter der herrlichen Bücher Hiob, Tobias und des Hohenliedes, noch die Propheten, noch Homer hatten Bedürfnis nach Modellen zur Nachfolge oder nach abschreckenden Vorbildern zur Warnung. Diese Schriftsteller waren zu reich an Gemüt, um Schönheit zu borgen. Zu primitiv rein in ihren Eindrücken, als dass es der Mühe bedurft hätte, sich angelernten Pfuschens wieder zu entwöhnen. Sie konnten sich den Luxus erlauben — o ehrlich-mangelhafte Originalverpackung! — ihre eigenen Fehler zu begehen.

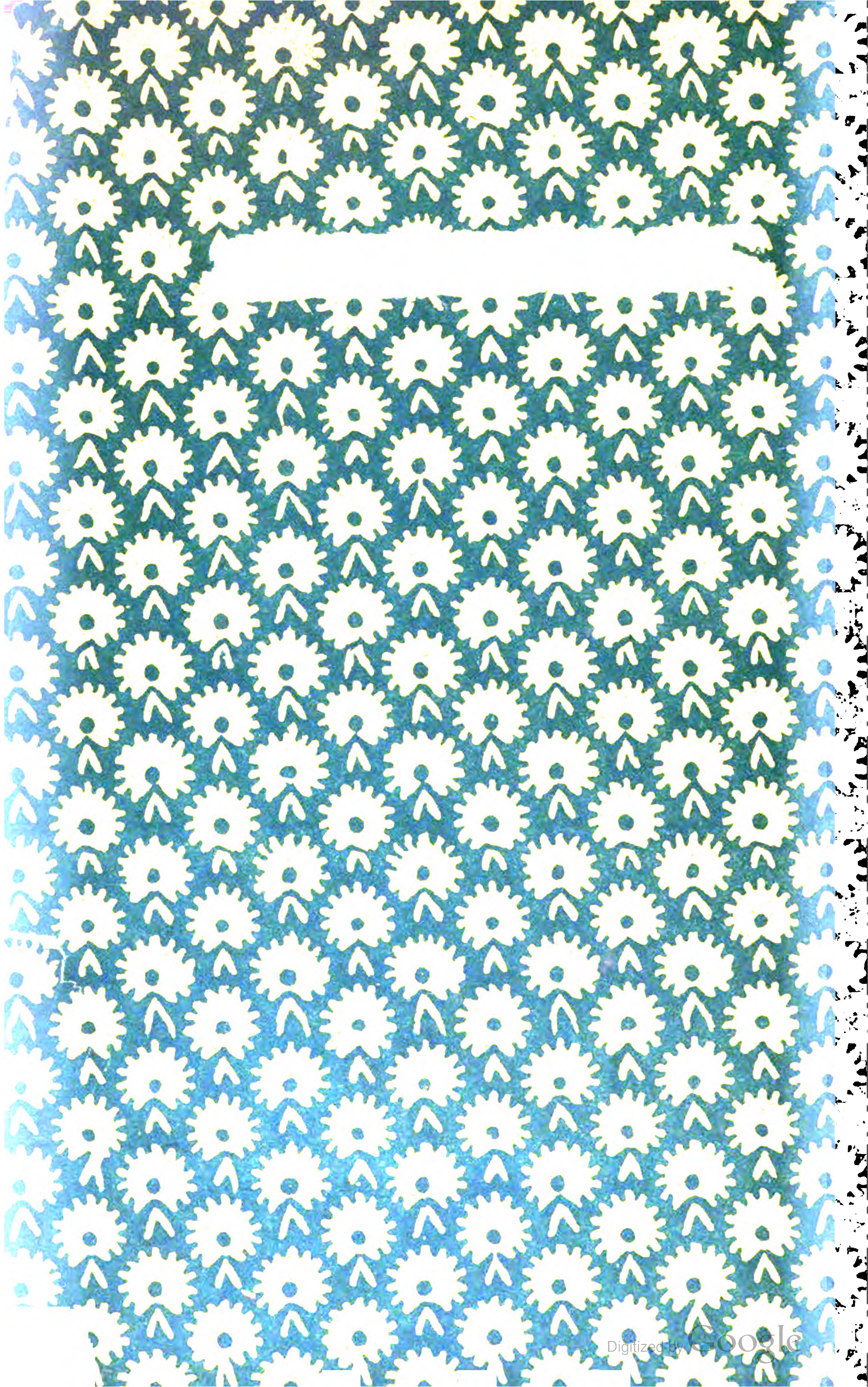
Wir povren Schulmenschen können die trunkenen Heloten nicht missen. Wir müssen aus benebelten Büchern lernen, wie man nicht schreiben soll und nüchtern bleibt. Man muss uns auf die Fehler von andern weisen.

*

Der Künstler ist kein Lehrer. Es ist die Aufgabe des Laien, sich selbst zu unterrichten, indem er die Geschichte des Produzierens, die aus dem Geleisteten spricht, in sich aufnimmt. Der Künstler ist keine Bonne, die das Kind laufen lehrt. Er läuft, und wer ihn begleitet, hat sich im Gehen geübt.

Und mehr noch. Was lernt ihr aus einer Blume, aus Musik, aus einem Stern? Werden wir nun aus Übermass von Lernbegier all diese Dinge abschaffen? Oder werden wir uns, frei forschend, in Empfänglichkeit üben, in Dozilität? Ich stimme fürs letztere.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.




UNIVERSITY OF MICHIGA
3 9015 05446 8874